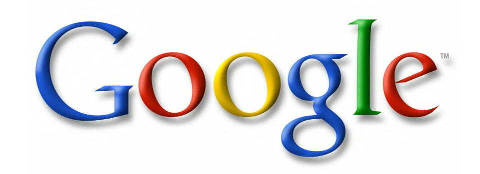
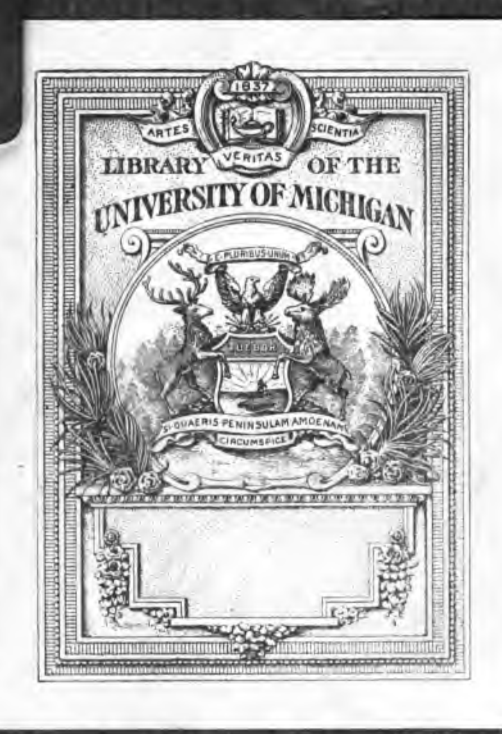



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

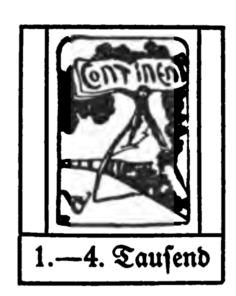
Das Geheimnis der Kamorra

Das Geheimnis der Kamorra

Des Geheimbundes Ursprung u. Wesen

Von

Adolf Sommerfeld, Rom

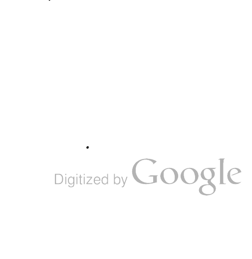


1.—4. Tausend

Verlag Continent, G. m. b. H., Berlin W. 15

Inhalt.




Digitized by Google

Ursprung der Kamorra.

Die Kamorra ist der zivilisierten Welt als ein weit verbreiteter Geheimbund mit eigennützigen und rachesüchtigen Tendenzen bekannt; man spricht von ihr wie von einer teils mystischen, teils romantischen Erscheinung des neapolitanischen Lebens, man schiebt diesem Bunde politische Zwecke unter, und viele halten die Kamorra sogar für eine notwendige Partei im Staate, für eine Art Oppositionspartei. An allen diesen Anschauungen ist nur ein Körnchen Wahrheit. Denn die Kamorra ist nichts anderes als ein weit verzweigter und glänzend organisierter Verbrecherbund, und daß gerade Neapel die Hochburg dieser Verbrecherzunft ist, ergibt sich aus der Geschichte dieser Stadt, aus der Rasse der Bevölkerung und aus den schlechten, nicht diskutierbaren Lebensbedingungen.

Das Wort „Kamorra" stammt nicht von einem „berühmten" exotischen Verbrecher, der den Namen Camur gehabt haben soll, sondern das Wort ist kastilischen Ursprungs, das von dem Abschaum des Menschengeschlechts zur Zeit der spanischen Herrschaft nach Neapel importiert wurde. Der böse iberische Same

fand fruchtbaren Boden im Königreich beider Sizilien, und die traurige Giftpflanze verbreitete sich mit tropischer Üppigkeit. Aus Spanien kamen die Statuten und Gebräuche der Kamorra, die sich als Geheimgesellschaft konstituierte und die, mit ungewöhnlichem Scharfsinn ausgestattet, in dem schlammigen Boden der von Angst und Habsucht beseelten Mißherrschaft Wurzel faßte.

Es ist also ein Irrtum, wenn man verschiedentlich annimmt, daß die Kamorra ursprünglich eine vornehme Gesellschaft gewesen sei, um lediglich Arme und Schwache gegen verhaßte fremde Unterdrücker zu schützen. Die Wiege der Kamorra ist der verkappte Diebstahl, verbunden mit blutdürstiger Vergewaltigung und Einschüchterung. Die Mitglieder einer solchen Zunft hatten in vergangenen Zeiten naturgemäß bestimmte Abzeichen, um sich untereinander schnell erkennen zu können, und die Kamorristen beschränkten sich nicht auf geheime Zeichen, sondern gaben sich schon äußerlich als das, was sie waren. Ihre lange beliebte Kleidung, die sich trotz des vielfachen Wechsels der „Verordnungen“ erhielt, bestand aus weiten Beinkleidern und einer kurzen Jacke. Diese Jacke nennt man in Spanien „Gamurra“. Es ist ungewiß, ob dieser Ausdruck sich auf die Vertreter der „Kamora“ oder auf die Räuber in den Gebirgsengen der spanischen Sierras bezieht, die auch eine kurze Joppe trugen und die man „Gamurri“ nannte. Hieraus könnte man sogar das Wort Kamorra direkt von den kastilianischen Räubern ableiten, was übrigens nur

den Sprachforscher interessiert. Unsere Leser werden sich mit dem kurzen geschichtlichen Abriß der Entstehung des verhaßten und berüchtigten neapolitanischen Stammes der „Malavita“ begnügen. Das Wort „Malavita“ bedeutet schlechtes oder böses Leben, und da unsere deutsche Sprache keinen geeigneten Sammelnamen für diesen Begriff kennt, so muß ich mich zur besseren Charakterisierung in meinen späteren Schilderungen des italienischen Ausdrucks bedienen.

Die Gamurri des mittelalterlichen Spaniens, das noch nicht von großen Landstraßen und Eisenbahnen durchschnitten wurde, sind also die wahrscheinlichsten Ahnen derjenigen Leute, die heute an den Ufern des parthenopeischen Golfes von Raub und Betrug leben.

Zwischen den Gamurri und den klassischen Verbrechern des übrigen Europa ist ein großer Unterschied. Die spanischen Räuber bildeten eigene Soldaten aus, gründeten Gesellschaften oder verschmolzen mehrere solcher zu einem großen Bunde, und alle wurden durch feste Gesetze und Verordnungen regiert. Denn auch dort im Lande des Cid und des Don Quixote waren sie geduldet und oft Verbündete der monarchischen Truppen zur Verfolgung der Schwachen und der politischen und religiösen Parteien. Kein Land war so geeignet für das Räuberwesen, als Spanien mit seinen ungastlichen Bergen und den versteckten Tälern, mit seinen riesigen Steinbrüchen und Abgründen, die natürlichen Falltüren glichen und

Schlupfwinkel boten, die nie zu entdecken waren. Zugleich mit den Falken und Krähen der wilden Berge bauten die Gamurri dort oben ihre Nester, die Straßen, Fußwege und tiefen Täler beherrschend. Kein Wanderer entging ihren Argusaugen, kein Wagen konnte sich ihrer Wachsamkeit und ihren scharfen Krallen entziehen.

So war das Reisen von Ort zu Ort, um Geschäfte abzuschließen, eine Unmöglichkeit, ohne den gierigen Wächtern der Sierras einen Teil abzugeben von dem Gelde, das man auf dem Leibe trug, und den Waren, die man mit sich führte, es mußte also zu Verträgen mit den Briganten kommen, deren Tributforderung man sich unterwarf. Die Gewohnheit erhob diese freiwillige Abgabe zu einer Art von Gesetz, das von den Bauern, den Maultiertreibern, den Holzfällern, den Hirten, den Bergarbeitern und den Viehhändlern anerkannt wurde, die sich auch der Gerichtsbarkeit der Banditen unterwarfen. Es wurde ein Tarif festgesetzt für die Herden und für den Waffenhandel, für die Erd- und Waldfrüchte, für das Passierenlassen der Post und der fremden Reisenden, gemäß Qualität und Rang: so viel Pesas für die Reise eines spanischen Granden erster Klasse, und so viel für einen Kadetten, diese Summe für einen hohen Beamten und jenen Betrag für einen Militär ohne bewaffnete Eskorte, so viel für einen Ochsen- und so viel für einen Eiertransport. Mit einem Worte, es existierte ein richtiges Besteuerungsgesetz zwischen den Briganten und der Bevölkerung.

Zu diesen äußeren Abgaben, die zur Schonung von Reisenden und Transporten dienten, gesellten sich noch innere Steuern. Die Bewohner der Dörfer hatten den Gamurrigesellschaften ihres Distriktes einen Prozentsatz ihrer Einkünfte gemäß der Größe ihrer Besitzungen zu entrichten. Als Gegenleistung hierfür schützten die Gamurri die Bewohner der Dörfer vor den herumziehenden Straßenräubern. In jeder Provinz und in jedem Distrikt gab es eine andere Gamurrigesellschaft mit eigenen unabhängigen Gerechtsamen. Die gefährlichsten von ihnen, die sogar den königlichen Heeren Furcht und Schrecken einflößten, waren die Gamurri von Sierra Leone, Sierra Nevada und Sierra Castilla; die hervorragendsten ihrer Krieger ritten auf prächtigen Pferden oder kostbaren Mauleseln, aber alle trugen die kurze Jacke, nur mit dem besonderen Abzeichen der verschiedenen Gesellschaften. Bei Streitfragen unter den einzelnen Verbänden verständigten sie sich untereinander und wählten ein gemeinschaftliches Oberhaupt, einen Präsidenten des gesamten Bundes.

Die italienische Abzweigung der spanischen Geheimbünde in Neapel und Sizilien hat trotz der Verschiedenheit der Natur und der Lebensbedingungen die ursprünglichen Rechtsbegriffe, die Disziplinierung und Organisation bewahrt. Der Extrakt des heutigen Kamorraprogramms ist organisierte Erpressung, die äußeren Mittel hierzu Einschüchterung, Bedrohung und das Recht des Stärkeren. Dieses Recht wird nicht etwa durch eine Anzeige bei der Polizei vernichtet, im

Gegenteil erhebt sich die ganze Gesellschaft einmütig, sie handelt dann im Verborgenen und geheimnisvoll, sie — rächt sich.

Formen der Erpressung: direkte Belastung des Schwachen mit Abgaben, oft nach einem proportionalen System, Forderung von Anteilen an Diebstählen, Betrügereien und anderen Verbrechen.

Mit „Sbruffo" *) bezeichnet der Kamorrist seinen Anteil an den verbrecherischen Erzeugnissen. Die Übertragung des brigantischen Abgabensystems vom Katalonischen nach dem Tyrrhenischen Meer hat hier eine direkt umstürzlerische Dekadenz erzeugt.

In Spanien hatte das organisierte Brigantentum noch Momente der Großmut, es warf sich oft zum ritterlichen Beschützer von Anstand und Ehre auf.

Die Gesellschaft der Garduna, welche namentlich in Andalusien Wurzel faßte und sich zwischen dem 15. und 18. Jahrhundert längs der ganzen Küste ausdehnte, verfolgte und bestrafte exemplarisch die Diebe, lieferte ganze blutige Schlachten mit Verbrechern und stellte sich ganz auf die Seite der Besitzer. Es existiert hierüber eine ganze Volksliteratur, die die Taten der wilden Hidalgi besingen und in malerischen Legenden die ritterlichen Abenteuer der Garduna schildern.

---

*) Dieses Wort existiert in der reinen italienischen Sprache überhaupt nicht, sondern ist wahrscheinlich vom Verbrecherjargon dem verbum sbruffare, spritzen oder sprudeln, entnommen. Man könnte Sbruffo also mit Spritzer übersetzen, das, was von einem anderen Etwas abgespritzt wird.

Cervantes erinnert in seiner bekannten Episode Rinconet y Cortadillo an die Garduna. Er erzählt von einer Brüderschaft von konzessionierten Schurken, die ihr Arbeitsfeld in Sevilla hatte und freundschaftlich ihren Profit mit der Polizei und der Geistlichkeit teilte. Diese Gesellschaft, die mit einem feierlichen Akt, an welchem Priester, Prälaten und allerlei lustige Kumpane teilnahmen, im Jahre 1417 begründet wurde, war im Jahre 1588 in höchster Blüte, zu einer Zeit, als der Dichter des Don Quixote ihr Gebaren studierte. Und das scharfe Auge des großen Künstlers fand, daß nicht alles Schmutz und Gemeinheit war, was die Seele dieser eigenartigen Abenteurer beseelte, er erinnerte sich sogar an Handlungen, die eine große Verwandtschaft mit Heldentum und Redlichkeit zeigten.

Wie sind die Nachkommen dieser Andalusier im Königreich Neapel gesunken und verkommen, und es ist nicht einmal das Ende der Generation abzusehen, je älter die Kamorra wird, desto schlimmer.

Die moderne italienische Kamorra zieht ihren Lebensunterhalt hauptsächlich aus dem Diebstahl, aus den Früchten der Prostitution und der Kuppelei, aus der den Spielhöhlen auferlegten Steuer und der schrecklichen Verderbnis der wohlhabenden Jugend, die von gewandten Kamorristen aufs Korn genommen, verführt und gezwungen wird, Schulden zu machen und sich unter das Joch der Wucherer zu beugen, sich durch schändliche Abenteuer zu kompromittieren, um dann als mehr oder weniger leuchtendes Schild den

echten Verbrechern zu dienen. Hierdurch hat sich die Kamorra zivilisiert und ist zur Mitbürgerin geworden, die teils schurkische, teils ritterliche auf den Bergesgipfeln und in den Schluchten entstandene und Jahrhunderte lang gepflegte Tradition von sich werfend. So konnte das Ungeheuer, gemeiner und biegsamer geworden, sich flink unterirdisch verbergen und vergifteten Geschmack ausbreiten und im Hinterhalt auf der Lauer liegen nach Raub und nach denen, die mit seinen Fühlern in Berührung kamen. Unter den Bourbonen war die Kamorra eine offen geduldete Gesellschaft, die sehr häufig zu Diensten herangezogen wurde. Zu den Zeiten des Kardinals Ruffo war sie sogar der Generalstab der reaktionären Horden.

Dies konnte große Geister und Idealisten wie Gladstone und Settembrini zum Zorn reizen, die das Bündnis der Regierung mit der Kamorra als ein Bündnis mit Verbrechern und der Kloake bezeichneten. Die Neapolitaner niederer Abkunft haben aber zu allen Zeiten die Kamorra als ein Lebenselement der Bürgerschaft geduldet. In der Tat gab es eine Zeit, in der die verdorbene und träge neapolitanische Jugend es als höchste Ehre für einen Menschen von Herz und Mut betrachtete, der Malavita und der geehrten Gesellschaft anzugehören.

Wieviel junge Leute der Malavita gibt es in Neapel unter denen, die mit einem Galgengesicht und dem Aussehen eines Banditen umherwandeln, und unter denen, die als feine Herrchen, mit Gehrock und Lackstiefeln angetan, durch die Straßen schlen-

dern, die Zigarette im Munde und in der behandschuhten Hand das Spazierstöckchen schwingend?!

Wer weiß es! Jedenfalls sind es Legionen, ein Ameisenhaufen, dessen Inhalt nach Tausenden zählt. Das beweisen die Gefängnisse, deren Bewohner hier erst die hohe Schule durchmachen, um später zu „avanzieren", das beweisen ferner die zahlreichen grünen und blühenden Inseln des Golfs von Neapel, von Gaeta und um Sizilien herum, wo die menschliche Verderbnis und das verfeinerte Verbrechertum hausen, wo ganze Kolonien von perversen und verkommenen Menschen existieren, die als Bildungsstätte der Malavita zu betrachten sind. Wer von hier in seine Geburtsstadt zurückkehrt, hat seine Kenntnisse vom Verbrecherwesen ebenso bereichert, wie ein Wissenschaftler, der eine ausländische Universität aufsucht, um seine Studien zu vervollständigen.

Unsere Frage könnte auch die Regierung beantworten und die Stadtverwaltung oder die Kinderschutzgesellschaften und der Verein gegen Verarmung und Bettelei, auch die frommen Stiftungen, die, von der Bureaukratie ausgesaugt, es nicht verhindern können, daß das Elend immer mehr überhand nimmt und Kinder ohne Namen, ohne Brot und Obdach in den schmutzigsten Winkeln der Straßen übernachten und sich am Tage von der Bettelei nähren. Das heißt denn wirklich, schon von Kindheit an den Keim legen zum Hasse gegen die menschliche Gesellschaft, indem man den Müßiggang in Lumpen beschützt und ein Parasitentum voll Feigheit und Schlauheit groß zieht.

Auch die Quästur, die ohnmächtig ist, einzugreifen, deren Hände gebunden sind durch das Wahlrecht und dessen Auswüchse, könnte uns Antwort geben, und ebenso alle jene, die für die jahrhundertelange Schmach des Volkes verantwortlich sind. Dieses arme Volk hat nie Freiheit gekannt, nie die Wohltaten der Kultur verspürt, es hat sich immer als Wurm gefühlt und alle Niedrigkeiten für ehrenhaft gehalten, aus Unkenntnis und Gewohnheit.

Wir können uns hiernach selbst die Frage beantworten, wieviel Menschen in Neapel zur Malavita respektive zur Kamorra gehören müssen: der ganze Plebs ist es, der bei weitem größte Teil der Bevölkerung.

Immer mehr breitet sich das Krebsgeschwür des neapolitanischen Lebens aus und erhält reichlich Zufuhr durch Analphabetismus und Vorbestrafte, noch mehr aber durch das Anwachsen lasterhafter Sitten. Wer nicht in der Malavita ist, der kommt noch hinein, sei es aus Hang oder Notwendigkeit.

In dieser entsetzlich degenerierten Volksmenge gibt es sehr wenige, die in den paar Schuljahren begriffen haben, daß das Proletariat nicht vom Müßiggang leben kann, und daß es keine Ehre ist, einem andern seine eigene Meinung mit dem Messer oder Revolver in der Hand aufzudrängen. Mit Ausnahme dieser Gentlemen aus dem Volke, die gleichsam eine Oase in einer großen Wüste bilden, ist alles verseucht und verrottet. In der Tat vereinigen sich alle hygienischen, physiologischen, moralischen und

ökonomischen Einrichtungen im neapolitanischen Volke, um das Laster zu pflegen und blühen zu sehen. Die Verteuerung der Nahrungsmittel schreitet gleichmäßig fort mit der fabelhaften Zunahme der Bevölkerung, die durch Einwanderung noch vergrößert wird.

An Häusern ist Mangel, und diejenigen, die zu vermieten sind, müssen exorbitant hoch bezahlt werden. Hieraus ergibt sich ein tierisches Einpferchen menschlicher Existenzen oft in einer kleinen Wohnung, und ganze Familien vegetieren in einem einzigen Zimmer, Eltern, Kinder, Schwestern, Nichten, Brüder in gefahrvollster Vermischung, mit allen schrecklichen Konsequenzen. Die wenigen Mädchen, die nicht im Elternhause Attentaten zum Opfer fallen, Attentate, die eigentlich keine sind, weil sie sie selbst begehren und die Gelegenheit suchen, werden zur Spekulation der Verwandten. Eine leidlich hübsche Tochter ist für den Neapolitaner ein „Terno im Lotto", der höchste Lotteriegewinn, eine Goldquelle, die selten versiegt.

Wenn die Ehre eines Volkes nicht abzuwägen ist, so kann das Ehrgefühl des einzelnen Individuums noch weniger abgemessen und erkannt werden, denn hier bedeckt jeder sein Gesicht mit einer Maske, die ihm jede Verstellung ermöglicht. Für solche gewissenlosen Schauspieler des Lebens gibt es keinen feststehenden Ehrbegriff, sie bilden sich ihn je nach den Umständen. So haben auch die Anhänger der Malavita ihre „Ehre", aber diese Ehre ist Verbrechermoral. Sie besteht darin, sich gefürchtet zu wissen, von arbeitsamen und ängstlichen Menschen den eigenen

Müßiggang bezahlen zu lassen und der bürgerlichen Gesellschaft den Krieg zu erklären. Das Messer ist der Degen, mit dem man die höchsten Ehren gewinnt, und das Gefängnis ist der Areopag dieser Ritter des Verbrechens. Eine große Anzahl von Volksliedern verherrlicht naiv und bezeichnend das Leben der Malavitahelden, ihre Taten und — ihr Martyrium, denn als solches wird der Aufenthalt im Gefängnis betrachtet. Freunde und Geliebte wetteiferten, dem Opfer der „verkehrten bürgerlichen Moral", die das Recht des Stärkeren nicht gelten lassen will, den Aufenthalt in der Zelle so angenehm wie möglich zu machen.

Das Verbrechertum ist insofern international, als sich in andern Ländern gleiche Verbrecherinstitutionen finden. Während man aber in den großen Staaten Europas dem Gesindel energisch zu Leibe ging, duldete man Jahrhunderte lang diese seltsame Zunft in Neapel, und wie schon gesagt, bedienten sich die Machthaber ihrer sogar zu politischen Zwecken. Der Hydra sind im Laufe der Jahrhunderte zu viel Köpfe gewachsen; schlägt man einen ab, wächst sofort wieder ein anderer. Hierin liegt der gewaltige Unterschied zwischen dem internationalen Verbrechertum und der Kamorra.

Organisation, Geheimsprache und Symbolik.

In allen Provinzen Italiens werden Dialekte gesprochen; der unverständlichste unter ihnen ist aber der neapolitanische, und diese Eigenart des Volksidioms fordert fast zu einer Geheimsprache heraus. Über die dialektischen Absonderlichkeiten und deren literarische Erzeugnisse wird noch an anderer Stelle zu berichten sein, hier sei nur hervorgehoben, daß der neapolitanische Dialekt sich im Geiste des Kamorristen zu einer Geheimsprache verwandelt hat, die nur von den Mitgliedern der Kamorra verstanden wird.

Der Kamorrist spricht nicht nur in Gleichnissen, fein abgetönten „Bildern", sondern er hat für jeden Begriff im Leben und für jeden Gegenstand einen, man möchte sagen, parodistischen Ausdruck, der wohl dem neapolitanischen Sprachschatz entnommen ist, aber im gewöhnlichen Umgang des neapolitanischen Volkes etwas ganz anderes bedeutet. Es ist unverkennbar, daß auch hier die geschichtliche Tradition sich nicht verleugnet, denn die bilderreiche symbolische Ausdrucksweise entspricht den barbarischen Sitten vergangener Jahrhunderte, sie ist von den kastilianischen

Urvätern der Kamorra, einschließlich ausgesprochen spanischer Spracheigentümlichkeiten, übernommen worden und hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Besonders interessant ist der Umstand, daß das logische Latein der Römer, dessen bewunderns-werte Sachlichkeit und Klarheit noch heute im reinen Italienisch fortlebt, auf die Ausdrucksweise der italienischen Kamorristen ganz ohne Einfluß geblieben ist. Das ist der erdrückendste Beweis dafür, daß die Kamorra sich getreu ihren Überlieferungen als ein besonderer Staat im Staate erhalten hat. In engem Zusammenhang mit dieser Symbolik der Sprache steht die Symbolik der Gebräuche und die Bedeutung des — Statuts. — — —

Den Kern dieses „Statuts“ *), der Satzungen des neapolitanischen Geheimbundes, bildet die Formel:

*) Es seien an dieser Stelle die Satzungen der spanischen Guarduna wiedergegeben, die der Kamorra zum Vorbild diente:

Art. 1. Jeder anständige Mensch (hombre honorado, eigentlich: geehrte Mensch) mit scharfem Auge, feinem Ohr, schnellen Beinen und spitzer Zunge, kann Mitglied der Guarduna werden. Ebenso können andere respektable Personen eines gewissen Alters aufgenommen werden, die der Gesellschaft nützen wollen, sei es, um sie über Unternehmungen zu informieren, oder ihr die Mittel zu deren Ausführung zu liefern.

Art. 2. Die Gesellschaft nimmt auch unter ihren Schutz jede Matrone, die von Justiz wegen gelitten hat und um die Erhaltung oder den Verkauf derjenigen Objekte besorgt ist, die die göttliche Vorsehung ihr zu überlassen sich herbei-

„Sei stark, sei unversöhnlich und schweigsam und bewahre das Geheimnis deiner Taten sogar vor dir selbst, dann wirst du ein unbezwingbarer Kamorrist werden und Schätze und Ehren erwerben!“

Es existiert ferner außer dieser Art traditioneller Reskriptensammlung, die das Verhältnis zwischen den Graduierten regelt, auch ein Investiturzeremoniell, verbunden mit wilden Schwüren auf die Geheimhaltung der Zeremonien und der verbrecherischen Unternehmungen.

Ein Kamorrist ist „trentatre (dreiunddreißig)*). Wenn er das höchste Ansehen als Mann von Mut, Scharfsinn, Klugheit und Einfluß auf seine Untergebenen erreicht hat, ist er „Capo di Camorra“, Camorrahäuptling. Aber diese Benennung bezeichnet ihn nicht als höchsten Häuptling der Gesellschaft. Die

---

ließ, ferner auch diejenigen, die von einem Bruder (Genossen) vorgestellt werden. Letztere aber nur unter der Bedingung, daß sie, wenn jung, der Gemeinschaft mit ganzer Seele und mit ganzem Leibe dienen.

Art. 3. Die Mitglieder der Vereinigung werden eingeteilt in: „Chivatos“ (geehrte Jünglinge), „Bewerber“, „Guapos“ (Kamorristen-ausführende Organe) und „Fuelas“ (Spione). Die Matronen in „Corberteras“ (Hehlerinnen) und die jungen Mädchen in „Sirenas“ (Sirenen, Lockvögel). Diese müssen lebhaft, treu und verführerisch sein.

(Fortsetzung dieser Note siehe nächste Seite.)

*) „trentatre“ (33) ist die symbolische Bezeichnung des Ranges. In der Freimaurerei und anderen Logengesellschaften wird ein gewisser Grad der Vollkommenheit auch mit „33“ bezeichnet.

Capo di Camorra regieren in einem bestimmten Distrikt und wählen unter sich einen Oberbefehlshaber. Als Distriktshäuptlinge führen sie in der Kamorra selbst den Namen Capo 'ntrine, während der Präsident der ganzen Gesellschaft den Titel „Capo in Testa" (Hauptchef) annimmt. Also eine Art vereinigter Staaten der Verbrecher.

In vergangenen Zeiten hatte der Capo in Testa eine furchtbare Machtvollkommenheit, er war auf Lebenszeit ein unumschränkter Herrscher. Wenn irgendein Prätendent aus der Menge der ehrgeizigen Kamorristen nach dem „Throne" strebte, wurde er plötzlich beseitigt, und das Geheimnis seines Todes

---

(Fortsetzung der Note von voriger Seite.)

Art. 4. Die Chivatos dürfen, solange sie noch nicht arbeiten gelernt haben, auf eigene Faust nichts unternehmen und sich des punzente (Messer) nur in der Notwehr bedienen. Sie erhalten Nahrung, Wohnung usw. durch die Gesellschaft. Zu diesem Zwecke wird jeder von ihnen vom „Capataz" (Distriktshauptmann) täglich 136 maravedis (1 Franken) erhalten. Wer der Vereinigung einen bemerkenswerten Dienst leistet, wird sofort zum „Bewerber" befördert.

Art. 5. Die „Bewerber" werden auf Kosten ihrer Klauen leben. Diese Brüder werden ausschließlich zum Verfinstern (Stehlen) verwendet werden, um mit flinker Hand für Rechnung und zum Wohle des Ordens zu arbeiten. Von jedem Diebstahl erhält der Bruder den dritten Teil der Beute, hiervon wird jedoch noch etwas für die Seelen im Fegefeuer gekürzt.

Von den übrigen zwei Dritteln wird ein Drittel der gemeinschaftlichen Kasse zugeführt, um die Kosten für die Justiz zu decken (hierunter ist zu verstehen: Zahlungen an Ad-

kam nie aus dem Grabe heraus oder es wurde ihm ein Nebenbuhler gegenübergestellt, und beide versuchten dann mit aller Macht, sich gegenseitig umzubringen.

Die Gesellschaft teilte sich in zwei Sektionen: diejenige, welche zu befehlen hatte, und jene, die in blinder Ergebenheit aus Furcht vor der Rache der Mächtigen einen Teil ihres Raubes den ersteren übergaben, oft alles opfernd, sogar das Leben.

In den Zeiten der Korruption der unterdrückenden Machthaber, wo die brutale Gewalt und Anmaßung ein furchtbares Regiment führten, gehörten alle Beamten dieses aussaugenden Staatsgetriebes zur Kamorra.

---

vokaten, Polizeitrabanten, niedrige Gerichtsbeamte und Richter — Bestechungen —. Anm. d. Verf.), und Messen zu lesen für das Seelenheil unserer Verstorbenen.

Der andere Teil wird dem Großmeister des Ordens zur Verfügung gestellt (Camorrachef), der verpflichtet ist, Hof zu halten und über das Wohl und Gedeihen aller zu wachen.

Art. 6. Die „Guapos" haben auszuführen: „Die „Schwarzmacherei" (Verwundungen mit dem Dolch), die „Beerdigungen" (Morde), die „Reisen" (Raub mit bewaffneter Hand auf den Hauptstraßen), die „Taufen" (das Hineinwerfen von Personen ins Wasser), und die „Bäder" (Ertränken). Mit den beiden letzten Arbeiten können auch „Bewerber-Brüder" unter Verantwortlichkeit der „Guapos" betraut werden.

Die „Guapos" erhalten den dritten Teil des Bruttogewinnes ihrer Leistungen, abzüglich 30 % für den Unterhalt der „Chivatos" und dessen, was den Seelen des Fegefeuers gebührt. Der Rest wird aufgeteilt wie unter Art. 5.

Das Räuberwesen, das auf dem Lande fast den Charakter eines Guerillakrieges hatte, schloß sich harmonisch der verderbten Stadtorganisation der Kamorra an und wurde ein Bundesgenosse der Machthaber. Dieses Bündnis hatte verschiedene Zwecke: zur Einschüchterung und zur Unterwerfung resp. zur Aussaugung in dem Sinne, daß die mit einem offiziellen Amt bekleideten Beschützer des Räuberwesens ihren Anteil bekamen, also eine gewisse Provision für die im Geheimen erteilte Erlaubnis zu morden und zu stehlen. — —

Im zarten Knabenalter, wenn noch kaum die ersten Härchen auf der Oberlippe sprießen, belieben die zukünftigen „Soldaten der Malavita" sich „Pala-

---

Art. 7. Die „Coberteras" (Hehlerinnen) erhalten 18 % von der durch ihre Hilfe beschafften Summe und die „Sirenen" sechs maravedis von jedem seitens der Guapos der Gesellschaftskasse überwiesenen Frank (etwa 16 %).

Ausschließlich ihnen zu eigen bleiben Geschenke, die ihnen von vornehmen Herren, Mönchen oder Mitgliedern der hohen Geistlichkeit gemacht worden sind.

Art. 8. Zu „Capatazos" oder Provinzchefs werden die „Guapos" mit mindestens sechs Dienstjahren ernannt, falls sie sich um die Gesellschaft verdient gemacht haben.

Alle Brüder sollen eher als „Märtyrer" sterben (verurteilt, gerichtet werden) als zum Verräter werden, bei Strafe der Degradierung, Ausstoßung aus dem Orden und Verfolgung seitens desselben.

Gegeben zu Toledo im Jahre des Heils 1420, dem dritten seit der Begründung unserer ehrwürdigen Gesellschaft.

Gezeichnet: El Comilludo (etwa: der große Zangenmeister).

dine" zu nennen. Sie träumen von den Rittern des mittelalterlichen Frankreich, die, bewaffnet mit Schwert und Schild, auf Abenteuer auszogen. Auch diese Phantasterei hängt unzweifelhaft mit dem spanischen Ursprung der Kamorra zusammen, denn gerade zu einer Zeit, als die spanische „Gamurra" in höchster Blüte stand, war die Sucht nach ritterlichen Abenteuern in Spanien allgemein verbreitet, und kein Geringerer als Cervantes benutzte diese damalige Modekrankheit, um in seinem „Don Quixote" eine glänzende Satyre zu schreiben über jene Ritter, die keine waren.

Auch die neapolitanischen Paladine sind keine Ritter, sie ziehen nicht mit Schwert und Schild auf hohem Roß zu Abenteuern aus, aber doch erinnert eines an die Gemeinschaft der mittelalterlichen und der neapolitanischen Paladine, weshalb die Benennung nicht ganz unzutreffend ist: das Suchen nach dem Glück, die Sucht nach Ruhm und die Schätzung persönlichen Mutes. Diese Eigenschaften sind gewöhnlich bei allen schwärmerischen Jünglingen zu finden, sie fehlen auch im übrigen Europa nicht. Während aber dort Zucht und Ordnung alle phantastischen Gefühle im Keime ersticken (mit wenigen Ausnahmen), wird es dem Neapolitaner ermöglicht, seine Phantastereien in die Tat umzusetzen. Er geht auf Abenteuer aus, und niemand hindert ihn daran, im Gegenteil, seine Genossen, alles Paladine, und seine Vorgesetzten, die Leutnants der Kamorra-Armee, feuern ihn an und stürzen ihn in ein Leben, das ihm

zum gänzlichen Untergange wird oder das seine Phantastereien verwirklicht und ihn zum Helden des Tages und zum Führer der Kamorra macht, zum General einer mächtigen und nicht zu unterschätzenden Armee. In der Tat, das Erklimmen der höchsten Stufe in der kamorristischen Hierarchie ist nicht gar so schwierig. Ein Messerduell mit einem als „tüchtig" geltenden Genossen bringt den jungen Paladin sofort einige Grade höher, vorausgesetzt, daß der Messerheld siegreich hervorgeht; ein „Leutnant" überspringt aus gleichem Anlaß sogar mehrere Stufen der Karriere und wird schließlich, wenn ihm das Glück lächelt, mit einem Schlage oberster Befehlshaber.

So erging es dem großen, im Jahre 1894 gestorbenen Kamorristen Ciccio Capuccio, dessen Leben und Wirken noch heute in Gedichten, Volksliedern und Dramen fortlebt.

In richtiger Erkenntnis von der unumgänglichen Notwendigkeit einer scharfen Disziplinierung des mächtigen Geheimbundes, ist das erste und wichtigste Gelübde: blinder Gehorsam und hündische Unterwürfigkeit. Die jungen „Paladine", die sich außerhalb der Kamorraversammlungen frech und wild benehmen, winseln und schweifwedeln förmlich wie junge Hunde angesichts ihrer Vorgesetzten. Jeder, selbst der tollkühnste Befehl, gelangt zur Ausführung; die freie Willensäußerung, der persönliche Wunsch, verwandtschaftliche Rücksichten, überhaupt alle Bedenken ureigner Natur sind dem „höheren Befehle" gegenüber völlig ausgeschaltet. Soldatendisziplin!

In der sogenannten klassischen Zeit hielt die Kamorra sehr darauf, nicht zahlreich zu sein. So viel Trabanten, als sich nützlich machen konnten, hielt man als Anhänger, um sie gelegentlich als Spione, Kuppler, Spauracchi (Schreckenverbreiter, Vogelscheuchen), Messerstecher, Bruttoni (Einschüchterer von Widerspenstigen) und Emissäre bei verrufenen Häusern zu verwenden, und man schmeichelte ihrer Eigenliebe und stachelte sie dadurch zu besonderer Kühnheit und Gewandtheit an, daß man ihnen eine baldige Aufnahme in den Schoß der Gesellschaft in Aussicht stellte. Der Kern der Kamorra hielt sich jedoch für eine Art höhere Aristokratie, gebildet aus erprobten und disziplinierten Männern. Diese verachteten gemeine und hinterlistige Verbrechen, und auch heute noch gibt es Kamorristen, die mehr wild erscheinen, als sie sind. Der echte Kamorrist gemäß der Tradition stiehlt auch heute nicht oder begeht persönlich Erpressungen, sondern läßt stehlen und erpressen, solange man ihm dies gestattet. Was er für das gute Recht der Kamorra hält, ist die von ihm selbst festgesetzte Provision (nach Prozenten). Wenn die Tat improvisiert ist und keine Zeit vorhanden war, sich mit den Genossen ins Einvernehmen zu setzen, wird nach dem „Tarif" abgerechnet. Wer sich dem widersetzt oder auf eigene Faust räubert, wird bestraft, von einfacher Ermahnung bis zur Todesstrafe.

Die Kamorra hatte und hat noch heute ihre eigenen „Gerichtshöfe", die sich auch auf die Inseln der Verbannten erstrecken, so daß also die Kolonien

von Procida, Ventotene, Nisida, Santo Stefano, Ischia, Pantelleria, Favignana, Lampedusa und Lipari, wo sich solche Nester von Ausgestoßenen und „Genossen“ befinden, bis zu den zur ewigen Schweigsamkeit und zur einsamen Zelle Verurteilten, einen hohen und niedrigen Gerichtshof besaßen, die den Entscheidungen des Synedriums unterstanden. Solche Entscheidungen werden dann entweder durch den diensthabenden Gefangenen, der sich in die Zellen begibt, um diese zu reinigen, oder durch Singen, Pfeifen, vereinbarten Lärm und Klopfen an den Wänden weitergegeben. Die Klopftöne werden von jedem Insassen gewissenhaft fortgesetzt, bis sie denjenigen erreichen, für den sie bestimmt sind, eine Art drahtloser Telegraphie, von einer Kompliziertheit wie das Morse-Alphabet, und doch kennen alle jene zünftigen Analphabeten, die weder lesen noch schreiben können, das Klopfalphabet mit dem Apparat von Anhängseln für ganze Sätze, Phrasen und Wörtergruppen auswendig.

Der niedrige Gerichtshof beurteilt die Sachen, welche eine zeitliche Strafe betreffen, der hohe Gerichtshof oder große Rat beschäftigt sich mit den Fragen der gesellschaftlichen Sicherheit oder mit Fällen, die Todesstrafe verwirken, das heißt: Verrat an der Gesellschaft, fortgesetzte unrechtmäßige Aneignungen aus den der Gesellschaft zufließenden „Einkünften“ und geheime Anzeigen von seiten der Kamorristen. Die erste Gerichtssitzung wird aus drei Mitgliedern unter dem Vorsitz des höchstgraduierten Kamorristen gebildet,

die zweite aus allen Kamorristenhäuptlingen (Capintrini), wenn sie in ausreichender Zahl zugegen sind, aus Capi 'e paranze (Führer der einzelnen Stadtviertel), wenn Lücken unter den Capintrini vorhanden und ergänzende Richter nötig sind.

Falls der hohe Gerichtshof der Kamorra sich in Freiheit vereinigt, sind im allgemeinen 12 Richter, außer dem Präsidenten (Capintesta) nötig, kommt aber die Versammlung im Gefängnis zusammen, dann genügt schon eine viel geringere Zahl, bis hinab zu drei, die aber dann, wenn es sich um ein Todesurteil handelt, einstimmig beschließen müssen. Aber auch dann, wenn diese Einstimmigkeit erreicht ist, müssen diese drei Richter immerhin Männer ohne Vorurteil und von hohem Mute sein, um die ganze Verantwortung auf sich zu laden. In den meisten Fällen interpellieren sie indessen die Oberen durch vereinbarte Sendschreiben oder die gleich hohen Grade des Gerichtshofes von Neapel und die Henker werden zur Vollstreckung des Urteils erst erwählt, wenn von diesem höchsten Gericht (eine Art Reichsgericht) das Urteil bestätigt worden ist.

Nicht selten sind Konflikte zwischen der Malavita Neapels und den Kolonien oder zwischen freien und in den Gefängnissen von San Francisco und Sant' Efremo eingekerkerten Kamorristen (Vicaria und Del Carmine sind jetzt abgeschafft), und dann ereignet sich der merkwürdige Fall daß die Kamorra verschiedene oberste Anführer hat, wie zur Zeit des Verfalls des römischen Reiches vier oder fünf Kaiser

zu gleicher Zeit von der zügellosen, uneinigen und launigen Soldateska erwählt wurden.

Zum Eintritt in die Kamorra ist, wie bei jedem Vergnügungsverein oder Kegelklub, die Entrichtung eines einmaligen Beitrags nötig, dessen Höhe von dem jeweiligen „Vermögen" des Aspiranten abhängt, von zwei Soldi aufwärts bis zu Hunderten von Lire. Nach der ersten „Heldentat" wird der Aspirant zum eigentlichen Kamorristen „getauft". Diese bedeutungsvolle Zeremonie findet in einer Kamorristenversammlung statt.

Auf einem Stuhle, der Außenwelt unsichtbar, weil umgeben von den stehenden Genossen, sitzt der „Täufling". Lautlose Stille herrscht im Raume. Ohne Ansprache erhebt sich der amtierende Kamorraführer, der mit seinen „Hauptleuten" auf einem zur Tribüne umgewandelten Tische thronte, schreitet auf den neuen Rekruten zu, nachdem die stehende Versammlung ihrem Oberhaupt ehrerbietig Platz gemacht hat, und vollzieht die „Taufe" durch einen Kuß auf die Stirn. Die ganze Versammlung folgt diesem Beispiele. In einer langen Reihe ziehen sämtliche Kamorristen an dem „Getauften" vorüber und geben ihm den Bruderkuß auf die Stirn.

Eine ähnliche Kußzeremonie wiederholt sich, wenn ein Kamorrist von außen schwer beleidigt worden ist und die Kamorra ihm das Recht verleiht, sich im Namen der Gesellschaft an dem Beleidiger zu rächen. In diesem Falle küßt jeder Kamorrist seinen schwer gekränkten Bruder auf beide Wangen.

Frauen werden von dem Geheimbunde nicht aufgenommen, sie dienen den Kamorristen nur als Mittel zum Zweck und dürfen unter keinen Umständen weder an den Versammlungen teilnehmen, noch überhaupt etwas von den Plänen der Kamorra erfahren. Diese Vorsicht dem weiblichen Geschlechte gegenüber macht der Menschenkenntnis der kamorristischen Gesetzgebung alle Ehre, aber der weiblichen List und Eifersucht ist trotzdem schon manch edler Kamorraheld zum Opfer gefallen.

Kavaliere und Helden des Messers.

Zu einem guten Kamorristen gehören drei gute Dinge: ein mutiges Herz, ein starker Arm und eine schneidige Waffe. Der Heldenkavalier bevorzugt das Messer, das in drei verschiedenen Typen zum traditionellen Attribut der Kamorra geworden ist.

Zunächst der „Settesoldi“ (der Name „Sieben Soldi“ entstammt offenbar der Billigkeit dieser Waffe), ein Messer mit 9—12 cm langer, an einen Schiffsschnabel erinnernden, scharf gespitzter Klinge, die an der einen schief geschliffenen Fläche einen buckelartigen Vorsprung hat. Diese Waffe wird von den Kamorristen nur zur „Schändung“ außerhalb der Kamorra befindlicher Verräter oder für minder blutige Duelle zwischen den Genossen verwendet. Die „Schändung“ gehört zu den gemeinsten Racheakten, denn dem „Verräter“ wird mit dem Instrument eine Wunde (ein Mal) beigebracht, das das Gesicht dauernd entstellt. Durch den Schnitt oder Riß des eigenartigen Messers wird dieses Schandmal zugleich ein dauerndes, öffentliches Kennzeichen der rächenden Kamorra.

Der zweite Typ ist der Zumpafuosso, ein Messer mit flacher breiter und sehr scharfer Klinge; kommt nur bei schweren Duellen in Anwendung.

Der dritte Typ, ein dreikantig geschliffener Dolch, ist die bevorzugte Waffe der blutrünstigen Berufsmörder.

Ein krummer kurzer Säbel, die „Sfarziglia", früher sehr gebräuchlich bei Duellen bis zur Abfuhr, findet heute wenig Beachtung. —

Von der Kunst, das Messer zu schwingen, hing stets die Laufbahn des Kamorristen ab und es gibt Messerhelden in der Kamorra, die an Ruhm und Volkstümlichkeit von keinem Helden der Geschichte übertroffen werden.

Meister in der Kunst, das Messer zu handhaben, war bis in die neuere Zeit hinein Papele Caiazzo, der Schrecken der Terra di Lavoro, ein wahrer König seines Kamorristen-Tribu, ein Selbstherrscher in weitem Umkreise, sogar mit dem benachbarten Neapel nur ein Freundschaftsbündnis unterhaltend, das der Unterwerfung der Neapolitaner unter seinen Willen völlig gleich kam. Die Beziehungen zwischen den beiden Kamorristengruppen hatten zunächst den Zweck, sich im Schmuggel gegenseitig zu begünstigen, drohende Gefahr von seiten der Polizei rechtzeitig zu „pfeifen", Diebstähle und Betrugsobjekte auszubaldowern, Schiebungen, Erpressungen und Überfälle zu inszenieren. Noch wichtiger aber war das gegenseitige Bündnis, um mit der Polizei und dem Staatsanwalt Versteken zu spielen und bei Entdeckung der Ver-

brechen die Zuständigkeit der Gerichte so zu „verlegen“, daß die Akten von einem Tribunal zum andern wanderten, bis sich kein Richter mehr vor lauter Zuständigkeit zurecht fand.

Die staatlichen Umwälzungen von 1860 wendeten das Glück Caiazzos, der, schon alt und kränklich, wie ein sterbender Löwe, einsam und verlassen, von der Zukunft nichts mehr zu hoffen hatte. So lebte er kümmerlich von dem, was die angehenden und schon bewährten Verbrecher der folgenden Generation ihm aus Verehrung und Anhänglichkeit brachten.

Solange dieser famose Held lebte, wagte Tore 'e Crisciénzo es nie, sich mit ihm zu messen. Als sich beide einmal an der Grenze beider Reiche zu einem feierlichen Trunke begegneten und im Laufe der Zusammenkunft die „Wasser sich trübten“, was eine Herausforderung zur Folge hatte, da erschien auf dem „Turnierplatz“ zur rechten Zeit eine ganze Schar von Gendarmen und verhinderte so den Zweikampf. Böse Stimmen behaupteten seitdem, daß Tore 'e Crisciénzo die Beamten selbst zu dem Platz geführt habe.

Später glänzten besonders wegen Geschicklichkeit und Verwegenheit Raffaele 'o puzzaro, ein Jüngling, der den Picciutto 'e Sgarro-Grad (eine Art Leutnant) noch nicht überwunden hatte und Pascale Annunziata, alias Cientodiente, ein wüster Renommist von Fuorigrotta, wo er es bis zum Capintrino brachte. Der erstere war die Hoffnung der Kamorra und alle Kamorristenhäuptlinge von Ruf verehrten ihn fast hündisch, er hatte mehr siegreiche Duelle auf dem

Gewissen, als Haare auf seinem lockig braunen, sympathischen Kopfe. Dieser Jüngling wurde am Ende des Jahres 1869 von dem berühmten Fechter und Kamorristen Raffaele Marranzino ermordet, dem er, weil er ihn für unwürdig hielt, ein Duell mit ihm auszufechten, einer nichtssagenden Beleidigung wegen, eine gehörige Tracht Prügel verabfolgt hatte.

Marranzino und Puzzaro befanden sich am Ende dieses Jahres gemeinsam in der Zelle 56 des Gefängnisses von San Francisco. Marranzino tat so, als ob er die Prügel vergessen hätte, zur Nachtzeit aber ermordete er ihn in Gemeinschaft mit sizilianischen Strolchen und Abenteurern, die sich in derselben Zelle befanden, vermittels eines Dolches, den er aus dem harten Holz seiner Schlafbank gefertigt und mit vieler Mühe haarscharf gespitzt hatte.

Die Nachricht von der Ermordung Puzzaros rief in der gesamten Malavita tiefste Erbitterung hervor, namentlich beim weiblichen Geschlecht, das den hübschen, geschickten und großmütigen Jüngling leidenschaftlich verehrte. Die „Damen" von der Imbrecciata, Santa Maria la Fede und von der Duchesca (alte berühmte Verführerinnen) waren außer sich und erhoben einen furchtbaren Lärm.

Um eine Erstürmung des Gefängnisses zu verhindern, mußte Marranzino heimlich aus dem Kerker von San Francisco entfernt und in ein Gefängnis gebracht werden, wo sich keine Kamorristen befanden.

Die Kamorra hatte dem feigen Marranzino Rache geschworen und wenn man seiner habhaft geworden wäre, würden seine wutschnaubenden Verfolger ihn buchstäblich zerfetzt haben.

In jenen Tagen befand sich Neapel in vollem Jubel über die Geburt des Thronerben, des jetzigen Königs, der in der bourbonischen Villa von Capodimonte das Licht der Welt erblickte. Eine umfangreiche Amnestie entzog viele dem Arme der Gerechtigkeit, aber noch mehr gewannen ihre Freiheit wieder und so entströmten Tausende der Malavita den Gefängnissen von San Francisco, Vicaria, Sant' Efrem, Santa Maria Apparente del Carmine und Santa Maria ad Agnome, Verbrecher und Kamorristen aller Grade, Priester und Priesterinnen des Lasters. Aber keiner von ihnen zeigte Fröhlichkeit, denn ihr bester Arm war abgebrochen, ein ungeheurer Pilgerzug von Verbrechergesichtern begab sich nach Poggioreale, um das noch frische Grab, das den Puzzaro mit dem durchbohrten Herzen barg, zu bekränzen. Ein ähnliches Leichenbegängnis wiederholte sich vor 20 Jahren beim Tode des Pasquino, eines hübschen Kamorrajünglings, der sich rühmte, alle Weiber wild zu machen und auf die Knie zu zwingen, nicht wegen seiner funkensprühenden Augen, sondern aus Furcht vor seinem Ansehen, aus Angst vor der Peitsche. Und um der schönen Augen einer Frau willen wurde er ermordet. — Trotz eifrigster Nachforschungen der Polizei blieben die Beweggründe der Tat in ein mystisches Dunkel gehüllt und auch der Mörder ging

ungestraft aus — — — durch den Willen Pasquinos, des tödlich Getroffenen.

Als der Jüngling, dessen Körper nur eine Wunde schien, die ihm mindestens vier Meuchelmörder beigebracht haben mußten, ins Pellegrinihospital geschafft wurde, kam er wieder zum Bewußtsein, mehrere Tage dauerte der Todeskampf, aber der Sterbende verriet dem Quästor mit keinem Worte die Namen der Mörder; die „Ehre“ gebot ihm zu schweigen. — —

In vergangenen Zeiten, namentlich während der Schreckensherrschaft des Tore 'e Criscenzo, waren solche Konflikte bald beigelegt. Die rebellischen Kolonien wurden der Vernichtung preisgegeben oder zur Unterwerfung gezwungen. Die Pignasecca, das Stadtviertel der beklagenswerten Heldentaten des „Don Tore“, war tatsächlich der unbesiegbare Hauptsitz der Kamorra. Von dort ging die Parole aus, die allen Kamorristen und Verbannten mit eiserner Faust nachdrücklichst beigebracht wurde. Später hat sich dann in einem der bevölkertsten Gefängnisse eine besondere Partei gebildet, aus der die mannigfachsten Grade der Führer erwählt wurden. Ciccio Cappuccio, von dem schon vorher die Rede war, kam auf diese Weise zur Herrschaft, und das neapolitanische Synedrium erkannte ihn als „Capintesta“ (Häuptling) an, wie die Prätorianer Roms sich dem Galba unterwarfen, der mit seinen siegreichen Legionen, die ihn zum Kaiser ausgerufen hatten, heimkehrte. Di- gierung Cappuccios, die ungestörter war,

allen seinen Vorgängern, wurde nicht bestritten, solange der sympathische Herzensräuber am Leben war. In den letzten Jahren verbreitete sich das Gerücht seiner Abdankung, er wollte sich zur Ruhe setzen und „demissionieren“. In Wirklichkeit war es anders. Die Kamorra schlummerte nur und schärfte gerade die Waffen, denn nach den Inseln der Verbannten war ein ganzes Geschwader hervorragender Polizeibeamten und Strafrichter beordert worden. Der Schlummer war daher nur fingiert, um den Anschein zu geben, als ob die „Gesellschaft“ zu existieren aufgehört habe. — — —

Als die provisorische Regierung Garibaldis eine Polizei zusammenstellen mußte, fand sie ausgezeichnetes Material: Man nahm Exkamorristen in Sold, Abenteurer, Guappi*), die mehr oder weniger in offener Fehde mit der aussaugenden Kamorra lagen, usw. und setzte dieses Gesindel an die Spitze der freiwilligen Wachmannschaft. Letztere bestand zum größten Teile aus ehemaligen Verbannten, die in die Heimat zurückkehrten, um Brot und Arbeit zu suchen, die berüchtigsten Guappi von ehedem. Nicola Capuani und Nicola Ajossa wurden sogleich zu Kommissaren ernannt. Ajossa war ein Hüne von Mensch,

*) Unter „Guappi“ sind ganz besonders verwegene Raufbolde zu verstehen, die, ohne sich an die Kamorra anzuschließen, auf eigene Faust ihr Handwerk treiben. Mit [illegible] Guappos der spanischen Guarduna sind die neapoli-[illegible]en „Guappi“ nicht identisch, hier liegt nur eine Sprach-[illegible]ng vor.

der die Anhänger der Malavita und alle Widerspenstigen erzittern machte. Schlank und mager, Gift und Galle, hatte er Muskeln aus Stahl und ein bronzenes Herz, seine Gegner behandelte er wie wilde Bestien, mit der Peitsche, und mancher Kamorrist — er hat der Gesellschaft sich nie anschließen wollen — trug auf dem Gesicht die blutunterlaufenen Schwielen seiner fürchterlichen Peitschenhiebe. Zur Nachtzeit, in jener dunklen Metropole der Bourbonen, die die Stadt so schändlich vernachlässigt hatten, wo an jeder Straßenecke, in jedem Torweg Hinterlist und räuberische Überfälle auf der Lauer lagen, wanderte Ajossa allein, seine Peitsche schwingend, entwaffnete die Patrouillen der „Feroci"*) und prügelte die Wegelagerer blutig, die auf Posten standen und das Unglück hatten, seine Schritte nicht zu vernehmen, und sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen.

Ajossa also, der zu einem Beamten des neuen Königreichs Italien geworden war, hatte den größten Polizeibezirk, von der Maddalenabrücke bis zum Vesuv. Am Morgen seines ersten Diensttages näherten sich der Zollstation 120 Ochsen, die von 12 Banditen eskortiert waren. Schon von weitem rief der Anführer den Namen des Heiligen: Sant' Antuono!

Was sagen diese Leute da? fragte der Kommissar.

— Es sind Kamorristen von der Abteilung des Antonio 'a Porta 'e Massa, Antonio Lubrano! antwortete der Stationschef.

---

*) Feroci = die Wilden.

— Und sie halten nicht, um zu bezahlen?!

— Sie scherzen, gab der Beamte zurück, wer soll bezahlen, wissen Sie, wer diese da sind?!

Ajossa aber befahl, die Leute anzuhalten und zur Bezahlung zu zwingen.

Jetzt entstand ein Tumult. Die Kamorristen schrien und drohten. Ajossa verlor die Geduld. Wollt ihr schweigen, ihr Schurken, rief er ihnen entgegen und noch ehe die Bande ihre Messer ziehen konnte, hagelte es Peitschenhiebe und mit blutigen Striemen liefen die Schmuggler stöhnend davon.

Seit jener Zeit erschienen an der Maddalenabrücke keine Kamorra-Schmuggler mehr und an dieser Stelle passierte nur das Gepäck für den König zollfrei.

Das Gebiet des Kamorristen und des Guappo muß man wohl unterscheiden, der erstere ist ein Parasit, der einer aussaugenden, organisierten und verbrüderten Gesellschaft angehört, der zweite ist ein Frechling, ein Freund der Pose, der gespreizte Degenheld, als der Degen noch nicht verpönt war, schnell bei der Hand mit anmaßenden Reden und immer bereit, einem Beleidiger das Messer in die Kehle zu stoßen oder eine Pistolenladung ins Gesicht zu feuern, mutig und kühn, manchmal sogar voll großer Würde. Den Guappo könnte man den neapolitanisierten Abenteurer der Gascogne nennen, den vieux routier, der es nicht unter seiner Würde hält, sich mit der Canaille zu vermischen, sei es aus Sport oder Notwendigkeit, der aber doch in seiner Seele noch manchen ehrenhaften Winkel hat und die Uni-

formierung des Räuberwesens so verachtet, daß er mit diesem nur durch einen blutigen Gewaltsakt in Berührung kommt. Guappo aus neuerer Zeit war Gioacchino 'a Vecchiarella, ein Mann, dessen Haltung ein poetisches Modell für Dumas gewesen wäre. Dieser Guappo erfreute sich keines geringeren Prestiges, als Ajossa, dessen Nachfolger er in den abenteuerlichsten Donquixoterien wurde. Er ging, gleich dem Ritter von der traurigen Gestalt, durch die Stadt, um „Unglückliche aufzurichten". Viele Leute waren ihm zu Dank verpflichtet, wenn der Schrecken, den seine Befehle verbreitete, die Diebe der städtischen oder vorstädtischen „Abteilungen" veranlaßte, armen Bürgern das gestohlene Gut wieder zurückzugeben. Sehr viele verdanken ihm einen sicheren Schutz gegen die erdrückende Kamorra, und diese Protektion übte er ganz uneigennützig aus, er geriet sogar in Zorn, wenn ihm jemand ein Äquivalent irgend welcher Art als Zeichen der Erkenntlichkeit anbot. Seine Abenteurerliebe war so groß, daß er nicht nur die Kamorristen und Taschendiebe züchtigte, sondern auch mit seinesgleichen, den Guappi und Frechlingen, in Konflikt geriet. Eines Abends begab er sich allein und unbewaffnet in einen Billardsaal der Via Porta Nolana, wo die Guappi ihr Abendessen einnahmen. Den Vorsitz unter diesen führte der berüchtigte Fasciglione, ein Meister in jeder Waffe, vom Stock bis zum Stilett, und um ihn herum befanden sich ein Dutzend von jenen athletischen Gestalten, bei deren Anblick man das Gruseln lernt.

— Wir grüßen die Gesellschaft, sagte 'a Vecchiarella, den Hut abnehmend.

— Wir grüßen auch, antwortete gravitätisch Fasciglione — was ist das für eine Ehre?!

— Ich bin gekommen, sagte trocken der Don Quixote, weil ich gehört habe, daß hier Guappi sind.

— Und nun?!

— Nichts, ich wollt nur wissen, ob mir jemand etwas zu sagen habe ... Die Gesichter der Anwesenden wurden immer länger, keiner wagte zu atmen und von jenen Löwen der Freiheit getraute sich niemand, die stumme Herausforderung anzunehmen. —

Als General Cialdini zum Statthalter von Neapel ernannt wurde, mußte dieser Diktator sich in der ersten Zeit einer höchst bizarren Situation unterwerfen, denn zur Polizei gehörten die alten „Guappi", deren Prototyp jener famose Ajossa war. Das erste, was Cialdini tat, war die Reinigung der Polizei und die Einkerkerung der Kamorrahäuptlinge.

Zuerst kam Tore 'e Criscenzo an die Reihe, der von Ajossa tödlich gehaßt wurde, und so hielt man gerade diesen Guappo als die unentbehrlichste und geeignetste Persönlichkeit, um die nicht ohne Lebensgefahr vorzunehmende Verhaftung zu bewirken.

Das Oberhaupt der Kamorra war noch immer ein stattlicher und kräftiger Mann, voller Selbstvertrauen und der Protektion der Vornehmen sicher.

Als Ajossa ihm den Haftbefehl bekannt gab, setzte Tore 'e Criscenzo seine charakteristische Mütze mit dem großen blanken Schirm auf den Kopf, strich

nervös über seinen rötlichen Seemannsbart, der ihm das Aussehen eines nordischen Seebären verlieh, und sagte:

Wie! Ich, der Freund aller großen Herren, der Settembrini, Spaventa, Scialoja, Nisco, Furnaro und der anderen Vornehmen, denen ich gedient habe und jetzt üben sie diesen Verrat an mir?! . . . (Eine Anspielung auf die Führer der revolutionären Partei, die König „Bomba" einsperren und unter die Kamorristen in den Zuchthäusern verteilen ließ). Er, als Oberhaupt der Kamorra, war ihr Mitgefangener und hat jene als treibende Kraft zur Revolution, wie höhere Wesen verehrt. Nach dem Siege der Revolution nahm Criscenzo an, daß seine ehemaligen Mitgefangenen, die politischen Zuchthäusler, die Regierung in Händen hätten. Unter den Bourbonen war die Verehrung Criscenzos für die „Helden der Revolution" und die letzteren geleisteten Dienste verhängnisvoll geworden. Die bourbonische Regierung verwickelte ihn in einen politischen Prozeß und verurteilte ihn zum Tode. Das Urteil ging ihm nicht des Todes wegen zu Herzen, sondern wegen der Todesart. Das Henkerbeil behagte ihm nicht, sein Ende hatte er sich anders gedacht: im Kampfe mit seinen Feinden, jeden Tropfen seines Blutes teuer verkaufend . . . Er hatte Glück. Es kam das Jahr 1860, Garibaldi zog in Neapel ein, das zum Tode verurteilte Oberhaupt der Kamorra wandte sich bittend an den General und — wurde begnadigt. Nach der Entlassung aus dem Gefängnis stiegen Hoch-

mut und Frechheit ins Maßlose, denn er hielt sich für einen politischen Märtyrer und Freund der regierenden Persönlichkeiten.) — — —

Ajossa nun, der kaltlächelnd den Haftbefehl vorzeigte, versuchte Criscenzo durch einige Redensarten zu kränken, aber dieser beschimpfte und schmähte den anderen in der giftigsten Art, so daß einer der merkwürdigsten Zweikämpfe zustande kam. Beide beschlossen, vor dem Gang zum Vicaria-Gefängnis, auf dem Marsfelde ein Messerduell auszutragen. Der Kampf fand mit gleichen Waffen ohne Zeugen statt. Ajossa, der seinen Gegner nicht töten wollte, verwundete ihn nicht schwer an der Brust, und Criscenzo erklärte sich als besiegt und übergab sich seinem Gegner als „Kriegsgefangenen". Während sich die beiden Duellanten in die Stadt begaben, biß der gefesselte Besiegte sich auf die Lippen und murmelte: — Die Partie ist aufgeschoben, wir werden uns nach meiner Rückkehr von der Insel (Verbannung) wiedersehen! . . . .

Als Tore wie ein gefangener Vogel im Käfig der Angeklagten saß, wurde von seinen Gegnern und Nebenbuhlern eine furchtbare und vernichtende Anklage aufgebaut, die den Kamorrahäuptling des Hochverrats beschuldigte und ihn als Spion gegen die liberale Regierung bezeichnete. Der Hauptankläger war ein gewisser Aniello Ferigno, der die ganze Familie De Criscenzos unversöhnlich haßte. Dieser Aniello verliebte sich ehedem in die bildhübsche Tochter des Tore, Carolina, die Frau des Unterhäuptlings

von Porta Scuscella, des berüchtigten Avitabile. Alle Attentate des verliebten Aniello wurden von der tugendhaften Carolina energisch zurückgewiesen, und als eines Tages deren Mutter hinzukam, setzte es Prügel. Der stürmische Liebhaber räumte das Feld und sann auf Rache, zu deren Erfüllung ihm dieser Prozeß reiche Gelegenheit bot. Gegen Criscenzo wurde das Todesurteil gefällt.

Eines Nachmittags, als Criscenzo von dem gewöhnlichen Spaziergange, den die Gefangenen auf dem Hofe einzeln unternehmen mußten, in seine Zelle zurückkehrte, wurde er von seinen Zellengenossen, die sich mit den zur Befestigung der Betten dienenden langen Nägeln bewaffnet hatten, angegriffen. Criscenzo mußte wohl schon vorher von diesem Aufruhr gegen ihn Wind bekommen haben, denn er sprang rechtzeitig zurück und blieb unverletzt. Statt seiner trug ein Gefangenaufseher eine lebensgefährliche Verwundung an der Schläfe davon.

Sämtliche Angreifer wurden in das schreckliche Gefängnis von Avellino abgeführt, Core selbst aber gewann nach kurzer Zeit die Freiheit wieder, vier Jahre war er in der Verbannung. Die Todesstrafe wurde nicht vollstreckt. — — Nach seiner Rückkehr war er voll von Bitterkeit und Schmähungen, das Henkerbeil über seinem Haupte hatte ihm hart mitgespielt und doch, — die Majestät seiner Kamorristenwürde war geblieben.

Ajossa starb im Gefängnis, wo ihn die italienische Regierung mit seinesgleichen interniert hatte, an der



Schwindsucht, nachdem sein Arm dazu gedient, die neapolitanische Canaille zu vernichten. Das gleiche Geschick ereilte viele Kommissare und Agenten, die vor 1860 der Malavita als Kamorristen oder Guappi angehörten.

Kamorrafürsten.

Der „große Heinrich".

Das reinigende Gewitter der Revolutionszeit und die neue tatkräftige italienische Regierung hatte die Malavita von der Straße, die von der Kamorra bisher gänzlich beherrscht wurde, verscheucht und in ihre Schlupfwinkel zurückgetrieben.

Hier, im Sumpfe aller geheimen Laster, unbeobachtet von der breiten Öffentlichkeit, trieb die Giftpflanze neue Keime und entwickelte sich im geheimen zu einem weit verzweigten Gewächs, dessen Giftigkeit die Kamorra von früher ganz erheblich übertraf.

Während die Führer der „geehrten Gesellschaft" bisher als heldenhafte „Volkstribunen" im sozialen und politischen Leben der Stadt und des Landkreises Neapel eine hervorragende Stellung einnahmen, wußten sie unter der neuen Regierung ihre einflußreiche Macht über die Heerscharen der Kamorra geschickt zu verbergen und der Gesellschaft neue Einnahmequellen zu erschließen, so daß einigen Jahren der „Trockenheit" ein fröhliches Schlaraffenleben folgte. Ihre unerschöpfliche Goldgrube wurde der Schmuggel, denn es steht fest, daß die Kamorra auf neapolitanischen Boden unter der Form einer Orga-

nisation von Schmugglern Wurzel gefaßt hatte, demzufolge auch bald eine entsprechende Organisation von Zollbeamten, als Anhänger der ersteren ins Leben gerufen wurde.

Jedes Segelboot, das in den Hafen einlief, hatte eine Flagge am Mast. Wenn auf dieser Flagge der Name des Kamorrahäuptlings oder ein vereinbartes Wort zu lesen war, zogen sich die Zollbeamten zurück und die Waren wurden ganz offen ausgeladen, als ob sie für das königliche Haus bestimmt wären. Eine Schar von Gepäckträgern, die von irgend einem Häuptling zur rechten Zeit, am rechten Ort aufgestellt war, nahm die Kontrebande in Empfang und verschwand damit in aller Seelenruhe. Ähnlich war es mit dem Stadtzoll. Kam vor irgend einem Tore eine Herde Ochsen an, dann nannte der Treiber den Namen eines Heiligen (von den 45 Schutzpatronen Neapels) als Parole und ungehindert, frei von jeder Abgabe, passierte das Zollgut jetzt wieder die Grenze, oft ließ es sich der Zollchef nicht nehmen, sein Käppi aus Verehrung für die „Gesellschaft" zu lüften. So wurden täglich ganze Wagenreihen voll Getreide, geschlachteter Schafe, Lebensmittel aller Art und Waren in die Stadt geschmuggelt, der Staatsschatz stündlich um Hunderte von Dukaten betrogen.

Die Kamorrahäuptlinge nahmen die Kontrebande in Empfang und verkauften sie einzeln in der Stadt, was ihnen reich gefüllte Börsen einbrachte, denn es gab mehr geschmuggelte als besteuerte Ware in Neapel.

Die Folge hiervon war eine immer steigende Erhöhung des Zolltarifes, da die Behörden nicht daran dachten, das „Defizit“ auf Konto der „Gesellschaft“ zu setzen und wer schließlich unter diesen Maßnahmen zu leiden hatte, waren die Armen und Machtlosen.

Die Tarife mußten erhöht, die Lebensmittel und sonstigen notwendigen Bedarfsartikel durch neue Steuern belastet werden und je mehr sich die Börsen der Kamorraführer füllten, desto mehr verbreitete sich das Elend unter der Masse, die wiederum ihr eigenes Heil in der Kamorra suchte und fand. Ein circulus vitiosus. Aus den Kamorrahäuptlingen von ehedem mit der heldenhaften Pose wurden elegante, reiche Kamorrafürsten, die eine gewisse aristokratische Maske bevorzugten und in ihrem eleganten Äußeren sich unter der huldigenden Schar der zerlumpten Kamorristen recht königlich ausnahmen.

Der letzte Held der „alten Schule“ war der schon mehrfach erwähnte Tore 'e Criscenzo, den man wegen der Blutspuren, die er hinterließ, einen Tiger nennen könnte. Zumeist war es unschuldig vergossenes Blut, das ihm nicht einmal die gebührende Strafe einbrachte, denn entweder wurden die Taten der Kamorristen nie entdeckt oder, dank der Organisation, nur milde beurteilt. Die letzten Jahre des blutrünstigen Selbstherrschers der Kamorra waren jedoch traurig, das Leben im Bagno hatte seinen Körper frühzeitig verbraucht, und noch vor der Schwelle des Greisenalters war er nur noch der Schatten seiner

eigenen Ruine, ein Invalide an Leib und Seele, deren gänzliche Auflösung vielleicht durch schreckliche Gewissensbisse noch beschleunigt wurde.

Gleichwohl wagte es niemand, ihm das Zepter vor seinem Tode zu entreißen. Alle erinnerten sich noch des elenden Endes von Antonio 'a Porta'e Massa, der sich während der Verbannung Tores zum Oberhaupt wählen ließ und dafür meuchlings erdolcht wurde.

Und dennoch regierte Pasquale Capuozzo schon heimlicherweise und lenkte die Geschicke der dunklen Gesellschaft.

Jeden Morgen fand Tore 'e Criscenzo auf seinem Nachttische, wie von unsichtbarer Hand dorthin gelegt, drei Silberstücke (Scudi), 15 Lire, die tägliche Dividende der Beute, die der Zahlmeister der Gesellschaft für den kranken Häuptling reservierte — die letzte Ehrenbezeugung dem sterbenden Könige.

Nach der kurzen Regierung Capuozzos, fand das Königreich der Kamorra eine glänzende Periode unter einer eisernen, aber behandschuhten Faust, — der weiblich schönen Hand des stotternden Capuccio, der einem alten Häuptlingsgeschlechte angehörte — ein Königssproß! Sein Vater, Totonno Capuccio, im Verbrecherviertel eine sehr bekannte Persönlichkeit, war Besitzer einer berüchtigten Kneipe in der Via Santa Maria alla fede, gegenüber dem Sifilicomio, dem Hospital für Syphiliskranke.

In dieser Schänke kamen die ältesten Kamorristen zusammen, schmiedeten die Pläne zu ihren Unternehmungen und beratschlagten. Hier wurden die Ge-

richtssitzungen abgehalten und die naiven Opfer der kamorristischen Erpressungen herangeschleppt. Als das schändliche Treiben in den Bordellen durch das Gesetz Crispi aufgehoben wurde, ging die Kneipe in Trümmer, und Ciccio Cappuccio, als 'omo 'e core, als Mann von Herz, berühmt, verlegte sein Domizil fern vom Verbrecherviertel, schon, um den Nachstellungen seines verlassenen Weibes zu entgehen, denn er lebte fortan mit der Frau des Tore 'e Tchiavutiello 'e Porta Capuana zusammen, die er diesem unter dem Befehl — des Gehorsams geraubt hatte.

Er eröffnete ein Furagegeschäft*) in der Via Nardones, an der anderen Seite der Stadt. — —

Als der Stern Capuccios am glänzendsten strahlte, wurde die Zentrale der Malavita vom Di-

*) Hier muß erwähnt werden, daß ein großer Teil der Notabilitäten der Kamorra aus Pferde- und Furagehändlern besteht; die Gründe hierfür sind verschieden. Der Kauf und Verkauf von Pferden, namentlich der abgetriebenen Soldatengäule ist eine der wichtigsten Beschäftigungen der Kamorristen; die Fouragehändler können daher sehr leicht die Fäden der Kutscherzusammenkünfte in der Hand behalten und Preise aufzwingen, die sich, je nach den Diensten, regulieren, die die Kutscher selbst den kamorristischen Wucherern leisten. Die meisten dieser Händler sind nämlich zugleich Wucherer und Spekulanten auf Droschkenpachtungen und neun Zehntel der Kutscher und Stalleute sind Vorbestrafte. Demzufolge ist der Furagehändler, alias Wucherer, der Nervenpunkt für alle wichtigen Neuerungen in der Malavita, deren Soldaten und Veteranen des gemeinen Verbrechens, weniger des Elends wegen, als durch die Schlinge des Wucherers, im Sumpfe stecken bleiben.

cariaquartier nach San Ferdinando, an die Grenze des Montecalvarioviertels verlegt, und hier nistete sich der Hauptpächter eines ganz neuen Zweiges der Malavita ein: die Wahlen durch Furcht und Bestechungen zu beeinflussen, denn der neue Kamorrafürst hatte politische Ambitionen. Eines Tages vernahm man mit Staunen die Kunde, daß irgendeiner ein Attentat gegen das Leben Capuccios gewagt hatte. Dieser irgendeine war wirklich einer der Freiwilligen des Banditenwesens, nach bürgerlicher Art gefirnißt: Malo 'e Nola, der berüchtigte Revolverheld von Montecalvario, gegen welchen Capuccio, da er ihn als eine benachbarte Potenz für lästig hielt ('o Malo hatte sich nie regulär in die Legion der Kamorra aufnehmen lassen), häufige Repressalien verübte. Er hatte ihn durch angehende Kamorristen der „Sciutulia" (Prügel mit einem Knotenstock) unterworfen, und es für unwürdig gehalten, die Schultern dieses Jünglings mit seinem eigenen Knüppel zu liebkosen. Dieser Attentäter hieß eigentlich nicht Malo, noch stammte er aus Nola, sein richtiger Name war Manlio Nolli, der durch den alles verderbenden neapolitanischen Dialekt in Malo 'e Nola verwandelt wurde, dieser Manlio also war der Sprößling einer Patrizierfamilie, ein Sohn des famosen Richters Graf Nolli, der seinerzeit strenge, aber gerechte Urteile gegen die Verschwörer zum Sturze des Königreichs beider Sizilien ausgesprochen hatte. Manlio ergab sich der Malavita aus unwiderstehlicher Neigung und aus Achtung vor den Gesetzen der „Farabuti", der

Gauner und Erpresser; hatte er sich doch durch Kühnheit und Durchtriebenheit würdig gezeigt, mit den Leutnants des Ciccio Cappuccio in Wettbewerb zu treten. Endlich versuchte er, das ideale Haupt der Bande selbst zu stürzen. Eines Tages, an einem zum Ersticken heißen Sommernachmittage, präsentierte er sich vor dem Laden des Häuptlings, zog seine Doppelpistole hervor und feuerte auf Cappuccio. Dieser hatte die Geistesgegenwart, sich schnell auf die Erde zu werfen, sodaß die Kugeln in einen Mehlsack eindrangen.

Dieses Attentat war das einzige, das gegen einen Herrscher der Kamorra verübt wurde, denn wie ein echter gekrönter König, war auch er unverletzlich. Durch dieses Ereignis fiel ein gewisser Glanz auf ihn und — auf die Madonna von Montevergine, deren poetisches Heiligtum, ständig von rosafarbenen Wolken umgeben, auf den blauen und rauhen Bergen der Irpinia thront. Seine Majestät Capuccio begab sich von jetzt ab in jedem Jahre dorthin, mit einem so prächtigen Gefolge und Aufzuge, wie die Volksphantasie es sich nicht märchenhafter träumen konnte, denn seine Rettung schrieb der Häuptling der Vergine Schiavona, der die Knechte schützenden Madonna, zu, und als er später seinen Laden auf dem San Ferdinando-Platz, dicht neben der Monumentalkirche, eröffnete, errichtete er der Madonna von Montevergine ein reich ausgestattetes Votivtabernakel.

Hier war es, wo ihn der Tod ereilte, fast in der Vollkraft des Lebens, kaum über 50 Jahre alt,

ein sanfter und schmerzloser Tod, wie der eines friedlichen Bürgers. Nicht, wie er ihn in seinem Streben nach großen Dingen erträumte, als er andächtig in den von der Sonne vergoldeten Dämmerstunden den epischen Werken des Ariost lauschte, die der „Contastorie", der Geschichtserzähler, inmitten des versammelten „Hofes", des „Generalstabes" und der bedeutendsten Komorristen vortrug, wo dann das Oberhaupt auf einem erhöhten Sessel saß — seinem Throne.

Böse Zungen behaupten, daß Ciccio Capuccio sich im reifen Alter gehütet habe, „die Kastanien aus dem Feuer zu holen", er setzte sich daher weder gewagten Unternehmungen aus, noch wollte er mit der Polizei in einem gespannten Verhältnis leben. Schon zu lange und zu oft hatte er Gefängnisluft geatmet und die Einsamkeit der Verbannteninseln empfunden, jetzt an der Schwelle des Alters hatte er sich in den partenopeischen Himmel verliebt, wie eine träumende Miß. — — —

Oftmals, um nicht in ihren, der neuen Entwicklung entsprechenden Operationen gestört zu werden, wirkten die Kamorristen selbst mit, um Diebstähle und Räubereien zu entdecken, denn die zerlumpten Plünderer, die dann eingesteckt wurden, hatten als nutzbringende Organe keine Bedeutung, sie konnten eher als ein lästiger Ballast gelten.

Man erinnert sich unter anderem, daß im Jahre 1901, als Ermanno Sangiorgio Quästor war, in der Via Sopra Ponte di Chiaja, heute Via Giovanni

Nikotera, die Baronin Nikotera-Ricco, Gattin des Politikers, der sich gerade im Ministerium des Innern befand, einer kostbaren goldenen, mit Gemmen besetzten Uhr, eines teuren Familienandenkens, beraubt wurde. Die Baronin war außerordentlich betrübt, nicht weniger ihr Gatte, der Minister und die sämtlichen politischen und Polizeibehörden Neapels. Alle Nachforschungen waren vergebens. Ciccio Capuccio, der sich so stellte, als ob er sich von der Malavita zurückgezogen hätte, war doch außerordentlich verblüfft, als er hörte, die Polizei beabsichtige, alle verdächtigen Elemente sans façon auf die Inseln zu verbannen. Wenige Tage später wurde die Uhr dem Hause Nikotera mit tausend Entschuldigungen wieder zugestellt . . ., weil der Dieb im Augenblicke der Tat nicht wußte, — die Gattin des höchsten Polizeibeamten bestohlen zu haben.

Ebenso typisch ist der dem Generalstaatsanwalt Graf Michele Piconti begegnete Fall.

Er war im Sitzungssaale des Kassationshofes einer goldenen Tabaksdose beraubt worden. Alle von der Polizei angestellten Ermittlungen blieben erfolglos, bis ein Freund, der bemerkte, daß dem Oberstaatsanwalt der Verlust der Tabaksdose, die ein kostbares väterliches Erbstück war, sehr zu Herzen ging, sich an einen einflußreichen Kamorristen wandte und diesem in den bewegtesten Worten die tiefe Trauer schilderte, in die der verdiente und gerechte Justizbeamte unschuldig versetzt worden sei. Der Kamorrist verstand, schien sogar gerührt und versprach, eine

hochnotpeinliche Untersuchung zu veranlassen. Die Geheimpolizei dieses kamorristischen Abteilungschefs war glücklicher als die königliche Polizei: zwei Tage später legte eine unsichtbare Hand die kostbare Dose auf den Schreibtisch des Grafen Pironti. —

Unter den Kamorrachefs der letzten Zeit glänzt „Erricone", der große Heinrich, ein feines, wohlgebildetes, gestriegeltes und pomadisiertes Herrchen, als Selbstherrscher in seinem Reiche.

Das Schicksal ereilte diesen modernen Cäsaren, als die Ermittelungen nach den Mördern des Cuocolopaares bis zu den Stufen des Kamorrathrones führten, von dem aus der „große Heinrich" seine Befehle erteilte.

Der Mord an dem Ehepaar Cuocolo ist überhaupt die Veranlassung gewesen, der heutigen Kamorra auf die Spur zu kommen, die Geschichte dieses Verbrechens, das nun schon seit etwa fünf Jahren die italienischen Behörden beschäftigt, sei daher kurz wiedergegeben: Das Ehepaar Cuocolo, das als Hehler und Helfershelfer des neapolitanischen Diebsgesindels selbstverständlich eine angesehene „Position" in der Kamorra einnahm, wurde von unbekannten Mördern ganz geheimnisvoll und geräuschlos umgebracht. Die elegant gekleidete Leiche des Cuocolo fand man, mit Dolchstößen durchbohrt, unweit des Vesuvs am Strande; die Frau des Hehlers, Mitwisserin der kamorristischen Geheimnisse, wurde, als sie auf dem Bettrand saß, um sich zur Nachtruhe zu entkleiden, erdolcht und erwürgt. Die Tat geschah so blitzes-

schnell, daß die unglückliche Frau keinen einzigen Laut von sich geben konnte.

Man stand vor einem Rätsel. Wer konnte nur ein Interesse daran haben, diese beiden bekannten Kamorristen zu ermorden, ohne zugleich auch zu stehlen und zu rauben!? Die Polizei folgerte daher ganz richtig, daß hier nur ein Racheakt vorliege, und nach den bisherigen Feststellungen soll sich diese Annahme auch bestätigt haben. Das Ehepaar Cuocolo soll wieder einmal an einem Raubzug indirekt beteiligt gewesen sein, und als die Diebe mit dem Hehler wegen der Teilung der Beute in Streit gerieten, soll Cuocolo der Polizei „das Ding verpfiffen haben". Soweit in der Voruntersuchung aus den verstockten Kamorristen (400 wurden damals sofort verhaftet) herauszuholen war, hat die Kamorra einen Tag vor der Ermordung des Ehepaares eine stark besuchte, sehr geräuschvoll verlaufene Versammlung in einer Trattoria bei Bagnoli abgehalten, wo unter dem Vorsitz „Erricones" über das Ehepaar Cuocolo wegen des angeblichen Verrates zu Gericht gesessen wurde. Nach einer lebhaften Debatte und unter streng juristischen Formalitäten (Ankläger und Verteidiger waren auch vorhanden) wurde das Todesurteil gefällt und zu gleicher Zeit auch die Henker bestimmt, die das Urteil vollstrecken sollten. Für „diese Henker" interessiert sich die Staatsanwaltschaft besonders, und man hat viele Hunderte eingesteckt — und seit Jahren in den Gefängnissen verpflegt —, die wirklichen Mörder aber sind, trotz der Hauptverhandlung des

Cuocolo-Prozesses noch immer nicht ermittelt worden. Das eine jedenfalls steht fest, daß das Todesurteil gegen das Ehepaar unter dem Vorsitz „Erricones" verkündet wurde, und daß er die „Henker" bestimmte und den Exekutionsplan, der so vorzüglich und geräuschlos gelang, entwarf.

„Erricone" wurde damals ebenfalls verhaftet, aber man entließ ihn wieder, angeblich aus Mangel an Beweisen. Heute wissen wir, daß die Polizei damals mit der Kamorra gemeinschaftliche Sache machte, und daß es demnach nicht anging, einen so großen und gefürchteten Herrn, wie den Kamorrachef, hinter Schloß und Riegel zu setzen, den „kleineren" konnte man eine Abwechslung hinter schwedischen Gardinen, wo es oft genug lustig zuging, mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung schon „vorübergehend" gönnen. Da das Ministerium in Rom sich dieser Kamorrageschichte mit heiligem Eifer annahm, (im Parlament wurden, wie zur Zeit Ciceros, die heftigsten Reden gegen das katilinarische Neapel geschwungen), kam auch die Brüderschaft zwischen Polizei und Kamorra an die große Glocke, und Madame Italia machte sich mit einem scharfen Schrubberbesen daran, den jüngsten aller Augiasställe gründlich zu reinigen. Eine Herkulesarbeit. Ob sie völlig gelingt?!

Die erste Handlung des neuen Polizeiregimes in Neapel galt der Wiederergreifung des Kamorrachefs, der unter der neuen Ägide kein „Held" sein wollte, und es deshalb vorgezogen hatte, über den großen Teich zu segeln.

Seltsamerweise — so findig ist die italienische Polizei doch sonst nicht! — wurde „Erricone“ in Neuyork ermittelt und festgenommen. Man sagt: die neuyorker Kamorra (es soll tatsächlich eine solche be-bestehen), habe, um nicht in ihren Kreisen gestört zu werden, sich des gefährlichen Konkurrenten durch Verrat entledigt.

In Amerika beteuerte „Erricone“ den dortigen Behörden gegenüber seine Unschuld, und da er aus gewissen Gründen nicht an Italien ausgeliefert werden konnte, wäre er der italienischen Polizei schließlich doch noch entwichen, wenn er nicht zum Schluß eine Dummheit begangen hätte. Amerika warf nämlich den „großen Heinrich“ als lästigen Ausländer hinaus und der sonst so gewitzte Kamorrachef hatte nichts eiligeres zu tun, als sich nach Havre einzuschiffen. Hier auf französischem Boden wurde er wieder verhaftet, nach den zwischen Italien und Frankreich bestehenden Verträgen ausgeliefert und gefesselt, unter sicherer Begleitung nach Neapel gebracht, wo er seiner Aburteilung harrt.

Das Zepter, das der „große Heinrich“ als Kamorrachef verschiedene Jahre so erfolgreich schwang, wurde ihm indirekt von Capuccio, nachdem dieser unter kolossalem Andrang und einer aus vielen Tausenden aller Bezirke Groß-Neapels gebildeten trauererfüllten Menge von Leidtragenden mit königlichen Ehren bestattet worden war. Das Leichenbegängnis eines großen und geliebten Herrschers konnte nicht pomphafter und eindrucksvoller begangen werden,

als diese letzte Feier für den heimgegangenen Kamorrakönig Capuccio.

Dem Toten folgte für kurze Zeit der starke Giuseppe Chirico, der gegenüber dem Café Arendella ein Furagegeschäft besaß, seine Wahl wurde jedoch nicht für gültig erachtet. Es entstand ein „Schisma" und Toronno, „der Papagei", machte sich zum Führer der Gegner Chiricos. Der Prätendent Toronno, ein Hüne von Gestalt, der alles und alle bespöttelte, erschien eines Tages mit zwei zu seinen Sekundanten erkorenen Freunden auf einem Mauleselgespann vor dem Laden des Chirico:

„Don Peppi, könnten wir die Ehre haben, in Secunnigliano ein paar Teller Gemüse zusammen zu speisen?"

„Um Gottes willen, die Ehre ist ganz auf meiner Seite!" antwortete Chirico, ein paar Rapsblätter kauend, steckte sich dann ein Dolchmesser in die Tasche und schwang sich auf den ihm reservierten Ehrensitz des Wagens.

Der Ausflug in die Umgegend des Marsfeldes endete mit einer sehr dramatischen „Zumpata" (Messerduell). Der riesenhafte, schöne und tollkühne Chirico, mit dem Beinamen „der Grenadier", lag wie tot auf der Erde hingestreckt. Nach einem vierwöchigen Krankenlager genas er. Der Außenwelt wurde erklärt, daß Chirico an einer Lungenentzündung erkrankt war. —

Die Kamorraführer der zwölf Bezirke versammelten sich nach dem Duell mit ihrem Anhang,

und mit Rücksicht auf den Ausgang des Zweikampfes waren alle Meinungsverschiedenheiten geschwunden, so daß dieses Mal Totonno, „der Papagei", einstimmig zum Oberhaupt gewählt wurde. Kurz darauf geriet der Kamorrachef in die Hände der Polizei und verlegte sein Domizil hinter Gefängnismauern. Die Kamorristengruppe von Vicaria und Mercato wollte nicht ohne „König" sein und wählte deshalb während der unfreiwilligen Abwesenheit Totonnos den noch sehr jungen „Erricone" zum „Vizekönig".

Als Totonno seine Strafe verbüßt hatte und aus San Francesco entlassen wurde, erfuhr er, daß „Erricone" nach der Herrschaft über die sämtlichen zwölf städtischen Bezirke strebe; darob schüttelte sich der Tyrann vor Lachen und erging sich in den schimpflichsten Beleidigungen gegen den jugendlichen Prätendenten. Dieser forderte den Beleidiger zum Zweikampf heraus, der in der Nähe des Virginiplatzes ausgefochten wurde.

Totonno erschien nur halb bewaffnet, das heißt, mit einem Dolchmesser, während „Erricone" nur über einen Revolver verfügte, den er sofort schußfertig seinem Gegner entgegenstreckte. Totonno, über diese Ungleichheit der Waffen erbittert, ließ das ihm eigentümliche kreischende Hohngelächter erschallen, das ihm den Spitznamen „der Papagei" verschafft hatte. Ungeachtet dessen wollte „Erricone" seinen Revolver abdrücken, kam aber nicht dazu. Totonno hatte nämlich einen Hund bei sich, der ihn nie verließ.

Dieses kluge Tier bemerkte die Gefahr, in der sich sein Herr befand, mit einem gewaltigen Satz sprang es an die Hand, die den Revolver hielt, so daß Erricone vor Schmerz die Waffe fallen lassen mußte. Jetzt zog der „Prätendent" eine Pistole hervor, die er vorsorglich als Ersatz mitgebracht hatte und feuerte auf seinen Gegner. Durch die Dazwischenkunft des Hundes wurde der Schuß zwar abgelenkt und verfehlte sein Ziel, eine zweite Kugel aber durchbohrte das Gesicht Totonnos. Dieser zuckte mit keiner Wimper, pfiff seinem Hund und, dem siegreichen Gegner den Rücken wendend, rief er ihm verächtlich zu: „Du stinkst noch nach Milch aus der Schnauze!" fete ancora la vocca 'e latte!)

Nichtsdestoweniger stimmte die Mehrzahl der bald versammelten Abteilungsführer der Kamorra für „Erricone", trotz der Ungleichheit der Waffen, aber die Tatsache stand fest, daß Totonno den Kampfplatz verwundet verlassen hatte. — — —

Unter der Regierung der „großen Heinrich" hat sich die Kamorra immer mehr verpöbelt. In den acht oder neun Jahren seiner „Amtstätigkeit" sind die einzelnen Abteilungen zu einer fast völligen Autonomie gelangt, so daß sogar der bisher sehr einflußreiche Posten eines Rechnungsführers (contaiuolo generale), der dem Kamorrachef fast gleichstand, in allen städtischen und Vorortsbezirken abgeschafft wurde. Während früher der Rechnungsführer alle „Abgaben" sammelte und verbuchte und zur Verteilung brachte, machen heute die einzelnen Gruppen der

Kamorra ihre Geschäfte auf eigene Faust, teilen den Raub unter sich und schließen sich nur zusammen, wenn die Kamorra als solche in ihrer Allgemeinheit bedroht wird. An der Dogana marittima z. B. war ein Lastträgermeister, der wegen der Cuocoloaffäre die Flucht ergriff und bis jetzt nicht wieder zum Vorschein gekommen ist, lange Zeit hindurch Abteilungschef, oder besser, selbständiger Chef seines Reviers, bestimmte die „Abgaben" und verteilte die Dividende. Die Frau des Flüchtigen holte sich pünktlich vom Vizechef jeden Morgen acht Lire, die Hälfte des ihrem Ehemanne zukommenden „Sbruffo".

Die letzten noch „heldenhaften" Kamorraführer waren O'Monaco, Tore Pesiello, und Vitale, der „Spaßmacher".

Die heutigen „Chefs" Gassusaro, Gaetano, „die Spindel", Alberto, „das Frauenzimmer", ferner „der Täuberich", Peppino „der Kurze", Vicenzo von Villardine, Carmeniello, der „Raucher" und „Erricone" sollen, wie böse Spötter behaupten, nicht entfernt an die früheren wirklichen Kamorrahäuptlinge heranreichen, und besondere Kenner der klassischen Malavita fügen hinzu, daß die Epigonen jener „Helden" kaum noch den Titel Kamorristen verdienen, sondern besser Sgarristen*) genannt werden sollten.

---

*) Sgarro bedeutet im Verbrecherjargon „Irrtum" und wird dann angewendet, wenn während der Verteilung der Diebesbeute ein Gauner seinen Genossen betrügt, und dieser Betrug entdeckt wird, in welchem Falle er sich dann

Zu „Erricone" gehören noch 'O Scarpariello und 'O Stucchetiello, die eine Zeitlang zusammen eine Art Triumvirat bildeten. Von ihnen hatte Stucchetiello die bewegteste Vergangenheit hinter sich, er wurde zum „Piciutto" ernannt, als er aus Eifersucht einen anderen Straßenburschen in bestialischer Weise ermordete. Zu nur zwölf Jahren Gefängnis verurteilt, kehrte er frischer und kräftiger, als zuvor, aus dem Bagno zurück. In den hübschen Burschen verliebte sich eine „Dame", deren „Konto" mit einer stattlichen Anzahl von Liebhabern aus der Malavita belastet war. Groß, brünett, stark und kühn, Zigeunertyp, mit den Bewegungen eines Panthers, war dieses Weib die volkstümlichste Figur Neapels am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Man nannte sie die „Schusterin"", „la Scarparella", weil sie als Mädchen in einer Schuhfabrik gearbeitet hatte. Später schwang sie sich zur „Banquiere" empor und unterhielt eine Wechselstube am Medinaplatz, wo sie den „geschäftlichen" Interessen einen weiten Spielraum gewährte und viele „Kundenliebhaber" empfing. „Fürs Herz" hatte sie ursprünglich einen der unternehmendsten Kamorristen: Andreuccio, der, nachdem die Wahl der nicht mehr ganz jungen Frau auf Stucchetiello fiel, zu einer Art von Versorger herabgedrückt wurde. In dieser Gemeinschaft zu Dreien

---

mit „sgarro" entschuldigt. Zu deutsch also: entschuldige, ich habe mich „geirrt"! Unter „Sgarristen" sind demnach solche Kamorristen zu verstehen, die sich nicht einmal scheuen, ihre eigenen Genossen zu betrügen.

fühlte sich Andreuccio doch zu sehr als Ausgebeuteter und er verließ deshalb voller Erbitterung die Scarparella und deren Geliebten. Nach dieser Trennung begegneten sich Andreuccio und die „Schusterin“ zufällig in einem Straßenbahnwagen. Das Weib machte eine verächtliche Gebärde und spie dem ehemaligen Geliebten ins Gesicht. Kaltblütig zog Andreuccio seinen Revolver und schoß die Scarparella nieder.

Die Tat erregte in der Kamorra großes Aufsehen und allgemeines Bedauern und man beschloß einstimmig, den Mörder von der kamorristischen Gemeinschaft auszuschließen. Andreuccio verschwand und tauchte nicht wieder auf. Am meisten freute sich Stucchetiello, der sich des Bankgeschäfts bemächtigte und mit „Erricone“ zusammen den gefährlichsten und einträglichsten Wucher betrieb.

Noch eines der letzten Kamorratypen muß gedacht werden, des Tobia Basile, den die Galeere für immer verschlungen hat. Basile, genannt „Leichtschuh“, war ein alter Bewohner des Dorfes Fuorigrotta. Sein gelblich pergamentenes Gesicht mit der schmutzigen, breitrandigen, kapuzeartigen Kopfbedeckung gaben dem Alten das bizarre Aussehen eines siebzigjährigen Koreaners. Er hatte den Zuchthausklaps. Dreißig Jahre hatte er sich infolge eines um 1860 verübten furchtbaren Verbrechens dort unfreiwillig aufhalten müssen. Die ursprünglich über ihn verhängte Todesstrafe wurde zu lebenslänglichem Zuchthaus umgewandelt, die Strafe aber nach dreißig Jahren als verbüßt erachtet.

In die Welt der Lebenden zurückgekehrt, setzte er sich in Fuorigrotta, einem Kamorranest ersten Ranges, fest und versammelte um sich eine große Schar von Familienmitgliedern. Die alte Frau des ehemaligen Sträflings war sehr redselig und das gefiel dem Basile nicht, der selbst schweigsam war, wie ein Mathematiker und philosophische und literarische Anwandlungen hatte. Im Bagno zwängte man ihm das Alphabet in das träge Gehirn und das abgeschlossene Leben, zu dem er gezwungen war, hatte ihn zum Nachdenken veranlaßt, so daß er seine Gedanken in ein Tagebuch niederschrieb. Als guter „Dreiunddreißig" der „geehrten Gesellschaft" bediente er sich jedoch immer des Verbrecherjargons und einer bildlichen Ausdrucksweise, selbst bei Niederschriften ganz persönlicher Art. Für einen der kamorristischen Criptographie und Palaeographie Unkundigen war dieses Tagebuch ein Rätsel mit sieben Siegeln und ein Uneingeweihter, der darin geblättert hätte, würde den Autor vielleicht für einen arkadischen Poeten oder einen sentimentalen Beobachter leuchtender Naturschönheiten gehalten haben.

Zum Beispiel war zu lesen: 1. Mai. Die Veilchen brechen hervor. — 11. Juni. Ich habe den Garten okuliert. — 16. August. Welche Schönheit der Sonne! — 12. September. Viele prächtige Schafe ziehen vorüber! — — —

Eines Tages verschwand seine Frau. Er zeigte sich betrübt und resigniert sagte er zu seiner Umgebung: „Wer hätte das geglaubt, in diesem Alter!"

Gewiß, sie war schon alt, aber irgend ein Gevatter Teufel war der Entführer, mußte es gewesen sein und die ganze Nachbarschaft wußte es: Don Tobia war ein unglücklicher Ehemann, aber niemand wollte es ihm vorher, aus Respekt vor seiner Glatze, enthüllen. Jetzt brauchte man keine Rücksicht mehr zu nehmen: ja, armer Alter, er war schon lange wegen des Leichtsinns der Undankbaren zu beklagen, man wollte die alte Henne sogar in dem Hühnerstall eines Raubvogels des Mercato-Quartiers gesehen haben. Armer „Leichtschuh“! — — —

Mit dem alten Basile war aber doch eine Veränderung vorgegangen. Man sah es dem elfenbeinernen Gesicht an, daß gewisse Seelenregungen den ehemaligen Sträfling schüttelten. Natürlich! Er zehrte noch von dem Verrate seines Weibes und einsam und verlassen zwischen den vier Wänden mußte er Höllenpein erdulden.

Seine Freunde rieten ihm endlich, das Haus zu verlassen, er folgte ihnen und bezog eine andere Spelunke. — — — Einige Jahre gingen darüber hinweg. Der Alte empfing die gewohnten Verbrecherbesuche und das häusliche Mißgeschick des Zuchthäuslers war schon fast vergessen, als das früher bewohnte Gebäude niedergerissen und die unter dem Kalk wohl erhaltene eingemauerte Leiche der angeblich entflohenen Frau gefunden wurde.

Nun verhaftete man Tobia Basile, der aber hartnäckig in Abrede stellte, seine Frau umgebracht und in eine Nische der Wand eingemauert zu haben. Das

Tagebuch wurde beschlagnahmt und man stellte fest, daß, immer aus Verehrung für gärtnerische Dinge, am 7. Mai 1900 eingetragen war: „Wasser auf die Bohnen!" Nichts weiter. Die Phrase schien sehr unschuldig. Es gibt aber Criptographen, die die poetischen und naturalistischen Gedankensplitter der alten Kamorraveteranen entziffern können und diese erklärten, die Phrase: „Wasser auf die Bohnen" bedeute nichts anderes, als: „ich habe sie getötet und begraben!"

Jetzt legte der Alte ein Geständnis ab: „Er habe seine Frau nach einem fröhlichen Gelage mit einem Knüppel niedergeschlagen, den Leichnam stehend in der Nische einer Wand befestigt, ungelöschten Kalk darüber geschüttet und die Nische vermauert. Nach einiger Zeit hätte der Anstrich dieses Teiles der Wand einen feuchten Fleck gezeigt und da er von der ersten Nacht ab die seltsamsten Geräusche von der Nische her vernommen hätte, wie: Rütteln an der ganzen Mauer, Klopfen, Ächzen und Stöhnen, habe er geglaubt, daß seine Frau noch immer keine Ruhe fände; um ihr den Frieden zu geben, habe er ein Bild der Madonna von Pompeji über den nassen Fleck gehängt und eine Wachskerze davor dauernd in Brand gehalten. Hierdurch sei die Leiche endlich zur Ruhe gekommen. Seine Frau habe er wegen ihrer Redseligkeit ermorden müssen und weil sie während eines häuslichen Zwistes gedroht hätte, ihn und alle seine Freunde zur Anzeige zu bringen. Aus seiner Person hätte er sich nichts gemacht, er sei an das Zuchthaus

gewöhnt, aber den Verrat an seinen Freunden habe er verhindern müssen und dies konnte nur durch Beseitigung der alten Schwätzerin geschehen." —

„Das Haus habe er verlassen, weil es ihm doch nicht recht geheuer schien. Sein Bett hätte sich vor der Nische befunden und es sei ihm oft so gewesen, als ob er die Herzschläge seiner Frau vernähme, er wäre dann vom Lager aufgesprungen und hätte gelauscht. Dann sei es still geworden, aber nach einiger Zeit hätte das Herzklopfen aus der Wand sich wiederholt. Das Herz seiner Frau sei ihm dennoch zum Verräter geworden." — —

Basile „Leichtschuh" wurde wieder ins Bagno geschickt, wo er vielleicht heute noch lebt. — —

Die Hochschule der Malavita.

Die Tätowierung ist das vornehmste Aushängeschild der Kamorra, der Stammbaum des „Kamorraadels“, den die Kamorristen sich in ihre Haut einschneiden. Die Spuren der Messerduelle und anderer Waffengänge machen, vereint mit den Hieroglyphen der Tätowierung, den Kamorristen zum „Helden“, und dieser rühmt sich seiner Narben ebenso, wie ein General auf die zerschossene Fahne seines Regiments stolz ist. Auf dem Leichnam des berüchtigten Pasqualino Gargiuolo, der mehr als hundert Duelle verschiedenster Art zu bestehen hatte, fand man nicht weniger als dreißig furchtbare Narben.

(Gargiuolo fiel durch Verrat von der Hand eines Seemannes, der ihn an der Schulter verwundete, als Gargiuolo sich gerade in einem Revolverduell mit zwei seiner gefürchtetsten Gegner befand.)

Die Tätowierung schildert die Lebensgeschichte dieser rohen und harten Gesellen, die in ihrer Wildheit oft an völlig unkultivierte Völkerstämme entlegener Welten erinnern.*)

---

*) Ein gewisser Zusammenhang mit den Sitten und Gebräuchen der Kamorristen und den Eigentümlichkeiten der Indianer und anderer Naturvölker ist nicht zu leugnen.

Tobia Basile war ein Meister der Tätowierungskunst, die er mit einem gewissen mystischen Nimbus umgab. Eine große Schar von Schülern pilgerte zu diesem Veteranen der Kamorra, um dessen Kunst zu erlernen, aber auch, um aus seinem Munde zugleich Vorlesungen über „die Klugheit im Verbrechen" zu hören, denn der alte Basile war eine lebende Enzyklopädie der Malavita. Für 50 Centesimi lehrte er, wie man einen mit Glöckchen behängten Beutel bestiehlt, wie man auf dem Fußboden entlang gleiten kann, ohne Geräusch zu verursachen, er zeigte die schwierigsten Treppenaufstiege, unterrichtete im geraden und hinterlistigen Gebrauch des Dolches, lehrte die Anwendung des Verbrecherjargons, gab Anweisungen, wie man Polizeiagenten täuschen und im Notfalle „kalt" machen könne, wie man sich vor Gericht zu verhalten habe usw., usw., kurz er war eine Säule der kamorristischen Wissenschaft.

Diese privaten Vorlesungen sind aber nur die Anfänge zu den Vorbereitungskursen, die in der Konkordia, der Kamorra-Akademie, abgehalten werden. Die Konkordia ist in Neapel ebenso berühmt, wie die Vicaria und Sa. Maria Aponente, wie Carmine und San Francisco, das größte Gefängnis der Welt. Hier finden sich die Rekruten des Verbrechertums ein, ohne Unterschied des Alters. Mehr als 600 junge, unreife Burschen im Alter von 13—18 Jahren, von denen trotz der Jugend schon mancher ein „Held" der Kamorra geworden ist, atmen hier den Gifthauch des Lasters, mit dem die Gefängnismauern imprägniert sind. —

In die Konkordia einzutreten ist der Traum alles vagabondierenden Gesindels, von den kleinsten „Enterbten“, die in den Nächten, wie junge Hunde zusammengekauert, gruppenweise in den Straßenwinkeln, sich gegenseitig erwärmend, in Lumpen gehüllt, schlafend das Morgengrauen erwarten, um sich dann zum Bettelgange nach allen Windrichtungen zu zerstreuen, bis hinauf zu den flinken Taschendieben und Gelegenheitsverbrechern, deren Kühnheit und Verschlagenheit schon anfängt, bewundert zu werden. Die Konkordia ist die vornehmste Erziehungsanstalt dieser mehr aus sozialer Gleichgültigkeit, wie aus Instinkt zum Verbrechen getriebenen Elenden, sie verlassen die „Hochschule“ schon nach wenigen Monaten, aber eine Art Heimweh treibt sie immer wieder zurück, als ob sie im Schatten der Akademie Schutz und Kraft fänden.

Nie haben die Besucher der Konkordia den Unterschied zwischen „mein und dein“, zwischen Verbrechen und Gesellschaftsordnung kennen gelernt. Ohne Familie und persönlichen Schutz, ohne Erziehung und ohne die elementarsten Anfänge menschlicher Bildung und Gesittung von irgendeinem Düngerhaufen oder Lumpenwinkel direkt in die Akademie geschleppt, wird ihnen im Kreise dieser Hörer das Verbrechen zur Moral und die menschliche Gesittung und Gesellschaftsordnung zum Feinde. In den Augen dieser Auswüchse des modernen Gesellschaftslebens ist jede Gefängnisstrafe, jeder Messerstich, jede Narbe ein Lorbeerblatt zum Ruhmeskranze, denn, merkwürdig ge-

nug, nur die Eitelkeit erinnert noch an gewisse Züge, die die Angehörigen der Malavita mit den Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft gemein haben. Diese Eitelkeit macht die Besucher der Konkordia auch bald miteinander bekannt und vertraut, denn sie rühmen sich sofort der erlittenen Strafen, der Waffengänge und der Narben, und wer die meisten „Punkte" hat, avanciert schon hier stufenweise hinauf. — —

Die Taxe zum Besuche der Konkordia beträgt 70 Centesimi, jeder Aspirant hat sich den Statuten der „Hochschule" zu unterwerfen, und es ist interessant, daß diese seit mehr als vier Jahrhunderten bestehenden Vorschriften dieselben sind, wie sie damals in der spanischen Guarduna zur Anwendung gelangten.

Aber nicht nur theoretisch bildet die Konkordia ihre Zöglinge aus, sondern auch praktisch und namentlich in der Handhabung des Dolches, der Waffe, die für die Laufbahn des Kamorrarekruten von entscheidender Bedeutung ist.

Hier beginnen die Übungen im Messerstechen, zu denen aus steinhartem Holz geschnitzte und scharfgespitzte Dolche verwendet werden. Mit entblößtem Oberkörper stehen sich die kämpfenden Burschen, die kaum dem Knabenalter entwachsen sind, gegenüber; in katzenartiger Gewandtheit, unter Anspannung aller Muskeln, zum Sprunge bereit, erspäht der eine die Blöße des andern, um im entscheidenden Augenblick den Körper des Gegners zu treffen. Diese Holzdolche sind keineswegs ungefährlicher als stählerne Waffen,

denn in derartigen „Übungsstunden“ ist mancher entseelt vom Platze getragen worden.

Die älteren, schon „erprobten“ Genossen stehen in einem geschlossenen Kreise um den Kampfplatz herum, sie ermuntern die Kämpfenden durch Zurufe, kritisieren die Fehlstöße und brechen in frenetischen Jubel aus, wenn ein Blutstrom anzeigt, daß der Stoß „gesessen“ hat. — Stierkampfstimmung! —

Solche „friedlichen“ Duelle wiederholen sich auch später noch, wenn der Camorrista di bacio (der durch den Kuß des Chefs und der Oberen „verpflichtete“, nicht „diensttuende“ Kamorrist) in einer späteren Versammlung zum Camorrista di dovere (Pflichtkamorrist) nach bestandener „Tirata“ erhoben werden soll. Diese Tirata ist ein Waffengang mit scharfen Dolchen.

Zu Beginn der Versammlung wird der „Aspirant“ vorgestellt und von allen Beteiligten kritisch, aber sachlich und ernst beurteilt. Dann erhebt sich der Chef, entnimmt einem Päckchen drei blanke Dolche, überreicht einen davon dem Aspiranten und ersucht ihn, sich aus der Versammlung einen Duellgegner zu wählen, mit dem er nicht verfeindet sei. Der so ohne Grund zu einem Duell geforderte Kamorrist ist sofort bereit. Die beiden Kämpfenden wählen sich nun je zwei Sekundanten, entblößen ihren Oberkörper und — treten an. Der Chef und ein besonders verdienter älterer „Messerheld“ geben darauf acht, daß die Regeln der „Tirata“ befolgt werden. In diesem Kampfe darf der Duellant nur die Muskeln des Körpers treffen, Stiche in Brust und Weichteile sind

verboten; ferner ist der Kampf bei jeder, auch der kleinsten Verletzung sofort abzubrechen. Wer trotzdem, unter Umgehung dieser Regeln, seinen Gegner schwer verwundet, wird von dem Chef mit dem in dessen Hand befindlichen dritten Dolch sofort getötet. Hat einer der Duellanten seinen Gegner verwundet, dann saugt er ihm das Blut aus der Wunde, umarmt und küßt ihn. Ist der Aspirant nicht Sieger geblieben, kann er in einer zweiten und dritten Tirata sein Glück versuchen, und wenn er auch im letzten Waffengange unterliegt, dann — ist die Karriere für immer dahin, er hat zum Kamorristen kein Talent. — —

Aus dieser Schule ist die „reformierte Kamorra" hervorgegangen, die unserer Zeit angehört.

Die neapolitanische „sciantosa".

Wer die italienischen Sängerinnen in ihren mehr oder weniger geschickten Nachahmungen deutscher oder französischer Muster gesehen und — gehört hat, dem wird vielleicht die neapolitanische „sciantosa" in ihrer grotesken Leere, ihrer niedrigen Gemeinheit und endlosen Dummheit entgangen sein. Und doch ist diese „sciantosa" ein Phänomen, das zu eingehender Betrachtung herausfordert. In den ersten Backfischjahren vergnügt sie sich als Schneiderin, Plätterin oder Dienstmädchen inmitten der Flöhe und Hühner des Hauses, mit dem Trällern ihrer Liedchen. Sobald aber das „Café chantant" sich ihr durch Zufall zeigt — und welche Neapolitanerin hätte bei der Verbreitung dieser Spezies keine Gelegenheit?! — dann offenbart sich der mimische Trieb, der in der Rasse steckt, und die kleine neapolitanische Arbeiterin hat fortan nur noch einen Traum: „Theaterdame" zu werden.

Die ersten Skrupel werden bald erstickt, und das soziale Elend treibt zur Eile an. Schnell Geld verdienen! Mama begleitet das Töchterchen zu irgendeinem Klavierpauker, um „die Stimme zu prüfen", und so erscheint denn der neue „Stern" eines Abends

in einem der „intimsten" und elegantesten Kaffeehäuser. Gage: zwei Lire pro Tag.

Das ist der Anfang eines unverhofften Glückes!

Neunundneunzig Prozent dieser „sciantose" können weder lesen noch schreiben, und die Sätze, die sie mit Mühe und Not zusammenbauen, um sich verständlich zu machen, sind voller grammatikalischer und dialektischer Fehler. Man sieht sie auf dem winzigen Podium mit nackter Brust und nackten Armen, angetan mit einem elenden Fähnchen, das Mutter oder Schwester zusammengenäht haben, und bedeckt von einer dicken Schicht feinen Reispuders, der den Schmutz hinter den Ohren und auf dem Halse aber nur schlecht zu verbergen vermag, jenen bräunlichen Schmutz, dem eine heilige Scheu vor dem Wasser seine beharrliche Existenz verleiht. Solange sie „anständig" bleiben — wie man in diesen Kreisen sagt — waschen sie sich nur in aller Eile und mit allen Zeichen des Abscheus Gesicht und Hände. Die andern Teile des Körpers kommen gelegentlich im Sommer mit den Wellen des Meeres in eine nur oberflächliche Berührung, das Wasser gleitet an dem vom Schweiß geölten Körper ab, als ob die Meereswellen fürchteten, — sich zu verunreinigen. Die „sciantosa" befreundet sich erst mit dem reinigenden Element, wenn sie fern von ihrer Heimat, schon völlig „emanzipiert", mit der Kundschaft rechnen muß. — Während jede andere aus den untersten Ständen hervorgegangene Chanteuse im Laufe der Zeit eine gewisse Eleganz annimmt, behält die Neapolitanerin ihre angeborene

Frechheit und einen aus blinder Habgier entstandenen gemeinen Zynismus. Jede andere Chanteuse besitzt die Kunst, zu reizen, zu fesseln und ihr Opfer mit Blicken und Gebärden reptilartig zu beschleichen. Anders die Neapolitanerin. In ihrer grenzenlosen Dummheit hält sie sich für einen talentierten „Schlaukopf" und fällt schon nach fünf Minuten der Bekanntschaft — mit der Türe ins Haus. — Und dann die Mutter, ohne welche eine „sciantosa" nichts unternimmt! Es ist schwierig, für diese Mama den richtigen Ausdruck zu finden, die Wesensart dieses obszönen Ungetüms, das auf Nerven und Magen fällt, zu charakterisieren. Kein zweibeiniges Geschöpf kann gewissenloser, gieriger, bornierter und jesuitischer sein als diese „Theatermutter". Sie hat die Aufgabe, den Freier stets aufzurütteln, seine Börse zu weitgehendster Ergiebigkeit zu bringen und „das Eisen zu schmieden, solange es heiß ist". Schon nach wenigen Tagen spricht sie dem jungen (oder alten) Freund davon, daß ein Kleid zu bezahlen sei, daß man Atlasschuhe kaufen müsse, welcher Wein dem Töchterchen behage und welche Süßigkeiten von dem schönen Kinde bevorzugt werden. Nach einer langen Predigt über die strengen, unbeugsamen Moralanschauungen, die diese Familie vor vielen anderen auszeichne, nach etlichen Seufzern über die Unannehmlichkeiten in dem Berufe der armen Tochter und nach einem nicht zu verkennenden Hinweis auf die Notwendigkeit, eine Clique zu schaffen, um etwaiges Zischen und Pfeifen der Kaffeehaus-Enthusiasten im Keime zu unter-

drücken, schützt diese Mama häusliche Geschäfte vor und zieht sich zurück. Endlich allein! Zum Schäferviertelstündchen aber hat's noch Zeit.

Mit einem Lächeln, das boshaft sein soll, flötet die Kleine: „Wenn du der „Eigentümlichkeit" meiner Mutter nachgibst, dann — machen wir's uns bequem! . . .

Diese „Eigentümlichkeit" besteht natürlich in dem vorher mütterlicherseits näher begründeten „Bedürfnis- und Geschmacksprogramm". Also ein Faß des beliebten Weines ins Haus zu schicken, jeden Vormittag die schönsten Näschereien ins Haus zu bringen, die Rechnungen der Schneiderin zu bezahlen, alle großen und kleinen Wünsche zu befriedigen und zwanzig, fünfzig, hundert „Freibillets" zu verteilen, damit es nicht an Publikum fehle, das der „Künstlerin" begeistert zujubelt. Hat der Freier diese seine wichtigsten Lebensaufgaben gewissenhaft, in wahrhaft christlicher Geduld und in verschwenderischem Übermaße erfüllt, dann vernimmt er auch gelegentlich ein anerkennendes Lob aus dem knoblauchduftenden Munde der Mama, die ihn in der Maske der sittenstrengsten Schwiegermutter unter Augenverdrehen und vornehmem Gelispel etwa so anredet: „Ich habe bemerkt, daß Sie ein wohlerzogener junger Mann sind, mein Haus steht Ihnen offen. Aber wenn meine Tochter mit Ihnen einen Spaziergang unternehmen oder ins Theater fahren möchte, müßte ich sie begleiten, denn ich lasse meine Tochter nie, nie, niemals (Kopfverdrehen und Crescendo) allein!" — —

Wenn die Kleine noch einen Vater hat, dann ist dieser stets ein durch Herzensgüte und Vertrauensseligkeit von den Höhen des Reichtums herabgesunkenes „Gemüt", ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle, ein Lämmchen, das kein Wässerchen zu trüben vermag. Der Papa hält sich vornehm und diskret im Hintergrunde und beschäftigt sich in irgendeinem abgelegenen Kämmerchen mit Schreibarbeiten oder kindischen Spielereien.

Diese Zurückgezogenheit hindert freilich den Gentleman nicht, dem guten Weine fleißig zuzusprechen, die für die Schneiderin bestimmten Gelder in die Tasche zu stecken und die auf dem Altare der Liebe geopferten Süßigkeiten zu verschlingen, und schließlich — von Frau und Tochter getrieben — erscheint auch er eines Abends, mit der Mütze bescheiden in der Hand, auf der Bildfläche, um mit heruntergezogenen Mundwinkeln und heuchlerischem Augenaufschlag, im näselnden Tone die Honneurs zu machen: „Verzeihen Sie, mein Herr, ich wollte nicht stören . . . aber . . . Sie werden verstehen . . . wie ich . . . ein armer Gentleman . . . leide . . . Tochter . . . Sängerin . . . schrecklich . . . oh! — — — Die Zeiten . . . ja, früher, haha, und . . . jetzt. Na, ein Glück ist es noch, daß sich das Mädel wenigstens anständig hält!" Folgt eine Abschweifung des Gesprächs, besonderer Hinweis auf die unwandelbare Sittenreinheit der Familie, Beklagen des tückischen Schicksals.

Mama unterbricht: „A propos, der Wein, den

Sie uns schickten, war ein wenig herbe — — —?!
Meinem Manne behagt der süßere mehr. Wenn Sie
wieder schicken, denken Sie daran!"

Der ständige wöchentliche oder zweiwöchentliche
Tribut ist festgesetzt. Während der „Freier" wie auf
glühenden Kohlen sitzt und die lästigen Störer seines
Liebesglücks irgend wohin wünscht, klingelt's.

„Wer kann das sein?"

Die Mama erhebt sich, schließt die Türe des
Salons hinter sich und kommt bald wieder zurück.

„?! ?! ?!"

„Der ist schon wieder da — du weißt ja," sagt
sie ganz zerknirscht zum Manne, „er will die 5 Lire
haben!"

„Schick ihn weg, ich habe sie nicht!"

„Das sagte ich schon, er geht aber nicht, er
besteht darauf!"

„Was ist zu tun?"

Der „Gentleman" schaut hilfesuchend zur Decke,
die Mama wirft einen bohrenden Blick auf den
„Freier", das Mädchen heuchelt innere Erregung.
Inmitten dieser elektrisch geladenen Atmosphäre bleibt
dem jungen Manne nichts anderes übrig, als seine
Börse zu ziehen und zu zahlen.

Der Zweck heiligt das Mittel. Derartige Szenen
wiederholen sich in gewissen Abständen. Diese wuche-
rische Ausbeutung in immer neuen Formen und Situa-
tionen dauert eine gewisse Zeit, die gemeiniglich mit
der Naivität oder dem Intellekt des „Freiers" zu-
sammenhängt.

Der Italiener, namentlich aus Neapel und dem Süden, läßt sich nicht lange foppen, er zahlt mit gleicher Münze, so daß aus den kupplerischen und wucherischen Familienmitgliedern bald betrogene Betrüger werden. Solch ein neapolitanischer Liebhaber ist der liebenswürdigste Kerl von der Welt, hinreißend freigebig, schickt er alles ins Haus, was Herz und Magen begehren, er wirft mit Geschmeide und Juwelen in kostbaren Behältern um sich wie ein indischer Rajah und verspricht überdies noch goldene Berge, so daß die ganze Familie in eitel Freude schwelgt.

Eines Tages aber folgt diesem Karneval der Liebe ein katzenjämmerlicher Aschermittwoch. Der Liebhaber ist verschwunden, und es stellt sich heraus, daß der Wein und die Fütterungsrequisiten von den verschiedensten Delikateßhändlern auf den Namen der Sängerin entliehen waren, daß die kostbaren Etuis wohl echt, deren Inhalt aber nur aus billigem Talmi und noch billigeren Similis bestand, und daß der liebenswürdige Kerl sich das bare Geld, das er opfern mußte, nur durch Gelegenheitsdiebstähle im Hause seiner Geliebten beschafft hat.

Die ersten Liebschaften dieser „sciantose" im Reiche der Kamorra, also auf heimatlicher Erde, bilden die Schule fürs künftige, oft allzu praktische Leben, wo jeder unter der liebenswürdigsten, edelsten und hingebendsten äußeren Erscheinung, ganz gleich, ob Weib oder Mann, alle Verbrecherkünste in sich vereinigt, aller moralischen und idealen Empfindungen

völlig bar ist, wird die Liebschaft zwischen zwei so gleichwertigen Individuen nur zum Schauplatz geschickt verdeckter Gaunertricks, eine Kampfstätte, auf der die gegenseitigen Waffen der Listen, Trugkünste und Heuchelei ständig geschliffen und gespitzt werden. So wird die lehrende Geliebte zur lernenden Verbrecherin und umgekehrt.

Bald erkennt die „sciantosa" denn auch, daß sie in ihrem Kreise nichts mehr zu verlieren und nichts mehr zu erwerben hat. Ausgerüstet mit dem unfehlbaren Handwerkszeug der Kamorra, beginnt sie ihre Laufbahn außerhalb Neapels und durchzieht wie eine schillernde, aber giftige Schlange den ganzen Erdkreis. Wo sie auftritt, ist die Männerwelt wie toll; nicht die Schönheit lockt, denn wirklich schöne Neapolitanerinnen gibt es selten, sondern das Temperament, das tiefschwarze Augenpaar, hinter dem die glühende Lavamasse des Vesuv auf der Lauer zu liegen scheint, um bei der ersten Gelegenheit einen katastrophalen Ausbruch nie versiegender Leidenschaft zu entfachen; der Charme ist es, der, von diesem ewig zappligen, ewig lachenden, ewig tollenden Weibchen ausgehend, leicht entzündbare Männerherzen in Raserei versetzt. Wehe ihnen, dreimal wehe!

Was auf der Bühne reizt und lockt, ist Schule, plumpe, dirnenhaft gemeine Mimik, ohne die geringste Dosis echter Erotik oder künstlerischer Virtuosität. Die „Leidenschaftlichkeit" der Neapolitanerin in der Liebe ist eine jener vielen, ohne Grund legendär verbreiteten Hypothesen. Schon im ganz jugendlichen

Alter ist das neapolitanische Mädchen durch geheime Laster empfindungslos gemacht und durch Beobachtungen im intimen Kreise und durch die unflätigsten Redensarten abgestumpft

Wer also in den Armen der „sciantosa“ einen „Ausbruch des Vesuv“ erwartet, der wird bald ernüchtert sein, denn er findet statt dessen nur eine kalte und verhärtete Lavamasse. —

Die sciantosa ist sich dieser abkühlenden Wirkung bewußt, vielleicht mag sie auch deshalb ihr Opfer wie eine Spinne ins Netz locken und langsam bis zum letzten Dukaten entleeren, vielleicht entwindet sie sich deshalb so lange den Umarmungen des Liebhabers, weil dessen Erhörung zugleich ihr eigenes Fiasko bedeutet.

Sklavinnen der Kamorra.

Das neapolitanische Dirnenunwesen ist bekannt. Jeder Reisende kennt die „verlockenden Angebote", die ihm in der Nähe der Passage gemacht werden. Greise und Mütter, die ihre Kinder, Männer, die ihre Frauen, Brüder, die ihre Schwestern, und halbwüchsige Mädchen, die sich selbst verkuppeln. Keine Perversität ist zu pervers, um nicht auf diesem Markt „gehandelt" zu werden.

Verzichten wir auf eine weitere Ausgestaltung dieses schmutzigen Themas und wenden wir uns einem Verbrechertyp zu, der im Reiche der Kamorra und zugleich im Dirnenunwesen eine führende Rolle spielt: der Zuhälter, „Alfonso" genannt.*)

Alfonso ist kein Strolch mit buntem Halstuch, kein Berliner Ludewig, kein Pariser Apache, kein römischer Teppist, sondern ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle. Äußerlich natürlich. Alfonso verkehrt nur in den besten Lokalen und in den besten Kreisen,

*) Man sieht: auch der Spitzname dieses kamorristischen Attributs entstammt dem Spanischen.



in ersteren, weil er dort seine kamorristischen Zwillingsbrüder, die Fälscher, Wucherer, Schieber, Berufszeugen und andere edle Herren findet, die letzteren, um nach Opfern auszuspähen, nicht für seinen Beruf als Zuhälter — der Stammharem, der jeweilig frisch sortiert wird, ernährt ihn schon — sondern für die Kamorra, resp. seine „Zwillingsbrüder".

Als Mitglied der Kamorra — „geehrte Gesellschaft" sagt der Neapolitaner —, steht Alfonso unter dem höchsten Schutze, ihm kann nichts geschehen. Er gibt der Kamorra von seinem Einkommen einen gewissen Prozentsatz und hierfür übernimmt die „geehrte Gesellschaft" seinen persönlichen Schutz, regelt die Streitigkeiten zwischen Alfonso I. und Alfonso dem so und so vielten, teilt die Plätze ein, auf denen die Haremshennen zur Weide gehen können, bewacht die Absteigequartiere usw., kurz, tut alles das, was jeder andere Staat auch tun muß. Das Interesse des Kamorrabürgers für den Kamorrastaat ist aber ein höheres. Der Kamorrist zahlt nicht nur seine Steuern, er heischt nicht nur den Schutz, sondern er versucht auch, dem Kamorrastaate nützlich zu sein, ihm materielle Vorteile zu verschaffen. Der klingende Lohn jedoch ist nicht die einzige Triebkraft dieses Eifers, denn der Kamorrist ist in seiner Art gar nicht frei von Eitelkeit und Strebertum. Wie der Bürger in einem Staate sich hervortun, Ehrenstellen und Auszeichnungen erhalten möchte, so auch der Kamorrist im Reiche der Kamorra, nur mit dem Unterschiede, daß [illegible]esem „Staate" nicht die Protektion und Vor-

rechte der Geburt, sondern Gerissenheit, hervorragende Gauner-Intelligenz, Mut, Entschlossenheit, kaltes Blut und Gewissenlosigkeit für das Avancement entscheidend sind. Es gehört also, wie man sieht, ein ganz bedeutender Qualifizierungsnachweis dazu, in diesem Staate vorwärts zu kommen.

Alfonso hat die besten Chancen. Sein gewandtes Auftreten, verbunden mit der eleganten Kleidung, ermöglichen es, den Fremden näher zu treten. Dem Neapolitaner selbst freilich kann kein Alfonso imponieren, denn sie kennen sich, und wenn man in einem einheimischen Kaffeehaus vier sehr elegante Herren im friedlichen Spiel vereint sieht, dann kann man in ihnen getrost einen Alfonso, einen Wucherer, einen Schieber und einen Berufszeugen vermuten. Alfonso verwandelt sich je nach Bedürfnis und Neigung und scheut sich nicht, die Maske eines Straßenhändlers, eines Fremdenführers, Kutschers oder eines anderen Berufsmenschen anzunehmen. Ob mit Maske oder ohne, in seiner Uniform als moderner Elegant, immer ist Alfonso für den Fremden die gefährlichste Bekanntschaft, ihn meide man, wie die Pest.

Ein Beispiel für die Gefährlichkeit dieser neapolitanischen Zuhälter bietet eine wahre, sehr rührende Geschichte, die sich vor nicht allzu langer Zeit ereignet hat und merkwürdigerweise den Weg in die Tagespresse fand. Aus Rücksicht auf die „geehrte Gesellschaft" haben gewisse neapolitanische Zeitungen noch bis vor kurzem sich gehütet, „Heldentaten" der Kamorra zu veröffentlichen. Die Geschichte, von der

hier die Rede ist, war in einem neapolitanischen Blatte kurz erwähnt, eine römische Zeitung, die hinter der Notiz ganz richtig einen kamorristischen Akt vermutete, entsandte einen Spezialberichterstatter, dem es gelang, das Martyrium eines Mädchens in allen Einzelheiten zu ermitteln und so vor aller Öffentlichkeit in das geheimnisvolle Dunkel der Kamorra grell hineinzuleuchten. —

Eine bildschöne junge Römerin, sie mag 18 oder 19 Jahre alt gewesen sein, genas eines Knaben, nachdem der Geliebte sie heimlich verlassen hatte. Es ist schon ein Ereignis an sich, daß ein Römer seine Geliebte in dem „interessanten Zustande", wie man am Tiber sagt, sitzen läßt, denn der Römer liebt die Kinder, und die Fruchtbarkeit seiner Geliebten ist sonst eher ein Mittel zur gesetzlichen Vereinigung, als, wie in diesem Falle, die Ursache zu einer schleunigen Flucht; vielleicht mag auch irgendein unbekannter Zufall mitgespielt haben. Genug, das Mädchen beschloß, aus Scham, seine Heimatstadt Rom zu verlassen. Das Kind wurde in Pflege gegeben und die schöne Römerin reiste mit einem Kofferkorbe, der ihre winzige Habe barg, nach Neapel. Hier wollte sie sich irgendeine Beschäftigung verschaffen und dann ihr Kind nachholen und selbst pflegen.

Während das Mädchen am späten Nachmittag noch unschlüssig in der Bahnhofshalle steht und überlegt, wie und wo es sich ein billiges Nachtlager beschaffen könne, erscheinen zwei sehr elegante Herren, signori, die den Hut artig lüften und ein Gespräch



beginnen. Es war natürlich nicht schwierig, aus dem weltfremden, vertrauensseligen Mädchen Ursprung und Zweck der Reise herauszubekommen.

„Wenn Sie bereit sind, bei meiner Frau eine Stellung als Hausmädchen anzunehmen," sagt der ältere der beiden Herren, dann sind Sie jeder Mühe enthoben, über Ihr weiteres Schicksal nachzudenken."

Freudig schlug die junge Römerin ein und dankte der Madonna und allen Heiligen für das unerwartet schnelle Glück, das ihr in der fremden Stadt begegnet war.

Redselig wie Italiener im allgemeinen und Neapolitaner im besonderen sind, zogen die drei lustig plaudernd durch die Stadt, zuerst geht's den Corso Umberto hinunter, die Via Sta. Brigida, am Carlo-Theater vorbei, durch die schönsten Straßen des modernen Neapel, dann werden die Gassen immer enger und schließlich landet das Kleeblatt vor der Türe eines unansehnlichen Hauses. Während der jüngere der „signori" die Stufen allein hinaufsteigt, um seine „Frau" vorzubereiten, wie er sagt, bewacht der ältere das junge Mädchen vor der Türe und versteht es, durch sein neckisches Geplauder alle etwaigen Bedenken zu zerstreuen.

Der jüngere signore erscheint bald wieder, nimmt das Mädchen am Arm und folgt die Treppe hinauf, der ältere verabschiedet sich schnell und biegt um die nächste Straßenecke, um im Dunkel des Abends zu verschwinden. Die Türe des unansehnlichen Hauses,

die vorher geöffnet war, wird jetzt wie von unsichtbarer Hand, langsam und geräuschlos von innen geschlossen. In den zwei Stockwerken des Gebäudes befinden sich je zwei Fenster, die durch hölzerne Läden verdeckt werden. Charakteristisch für diese Fensterläden ist, daß, wie in den Klöstern üblich, die Sprossen nach oben gerichtet sind, daß also der Blick eines Hausbewohners nie auf die Straße fallen kann und das Tageslicht demnach von oben eindringt. Der oder die Bewohner dieses Hauses vermögen nach Belieben vermittels eines Schlüssels die Läden zu öffnen, was nur bei seltenen Gelegenheiten geschieht. Zur Prüfung eines Eintritt begehrenden Fremdlings genügt der „Judas" in der Türe. —

Der Leser wird bereits erraten haben, daß die beiden Signori zwei abgefeimte Alfonsi waren, und daß es mit dem einsamen und unansehnlichen, düster verschlossenen Hause eine besondere Bewandtnis haben muß.

Kaum war die junge Römerin die Treppe hinaufgestiegen und in ein kleines, dumpfes Zimmer eingetreten, da mag ihr wohl zuerst der Gedanke gekommen sein, daß hier „etwas nicht in Ordnung sei", aber jedes Nachdenken, jedes Überlegen war nunmehr vergebens. Der hübsche Vogel saß im Käfig fest, jede Verbindung mit der Außenwelt war abgeschnitten. — —

Der junge Mann zog sich zurück und es erschien auf der Schwelle des Zimmerchens als „Dame

des Hauses" eine alte, krumme, hüstelnde und kichernde Frau mit triefenden Augen und einer spitzen, vom Tabakschnupfen geröteten Nase, die typische ruffiana (Kupplerin). Das liebenswürdige und bemutternde Getue, die überhastende Aufmerksamkeit, mit der sich das alte Weib um das junge Mädchen zu schaffen machte, verrieten eine zu ungekünstelte Freude über den „guten Fang", als daß die in ihrem abstoßenden Wesen an eine Hexe gemahnende Frau irgendwelches Vertrauen hätte einflößen können. Die Wirkung war denn auch entsprechend. Ohne zu wissen weshalb, begann das Mädchen so jämmerlich zu weinen, wie ein Kind, das sich in einem großen Walde mutterseelenallein verirrt hatte.

Die Ruffiana war gegen solche Gefühlsausbrüche gefeit. Wer weiß, wieviel Mädchenseelen die Alte auf dem Gewissen hatte. Mit einigen halb unverständlichen Worten und unzusammenhängenden Sätzen, wie: Auf der Straße aufgelesen, — aufgenommen, — Undank — Heimweh — wirst dich schon einleben — kommt alles anders usw. mehr, rüttelte sie das fast zusammengebrochene Mädchen unsanft auf und schob es die Treppe hinauf in das zweite Stockwerk, öffnete dann eine knarrende, kleine Holztüre ohne irgendwelche Schließvorrichtung, entzündete eine Kerze, die auf einer alten Kommode dicht am Eingang stand und zog das Mädchen in ein Kämmerchen, das außer einem zweischläfrigen Bett und der Kommode nur noch einen Toilettentisch, zwei Stühle, einen Waschständer und ein halbverfallenes Spind enthielt.

Das Mädchen warf sich, noch immer schluchzend, auf das Lager, während die Alte das Licht auslöschte und verschwand. — — —

— — — — — — — — — — — —

Als die junge Römerin am nächsten Morgen, wie am ganzen Körper zerschlagen, sich von ihrem Lager erhob, glaubte sie zuerst geträumt zu haben. Bei dem matten, durch die nach oben gerichteten Sprossen der Fensterläden, von oben hereinfallenden Lichte, gewahrte sie sofort, daß der vermeintliche Traum rauhe Wirklichkeit war. Hastig wollte sie die Fensterläden öffnen, um das volle Sonnenlicht in das Zimmerchen hineinzulassen, wie sie dies in Rom gewohnt war, aber entsetzt sprang sie mit einem kurzen Aufschrei zurück. Die Fensterläden waren durch ein faustgroßes Vorhängeschloß gesperrt. Ein Verdacht stieg in ihr auf, ein Verdacht, den sie nicht aufkommen lassen wollte, eine bange Furcht, gegen die sie mit aller Seelenenergie, mit aller Kraft des Körpers ankämpfen wollte, ankämpfen mußte. Aber je mehr das unglückliche Mädchen sich mit diesen fürchterlichen Gedanken plagte, desto mehr kam ihm das Schreckliche seiner Lage zum Bewußtsein, und die Einrichtung des Zimmers, das Milieu, das es umgab, ließen kaum noch einen Schimmer von Hoffnung, den Fesseln der Sklaverei entrinnen zu können.

Die Requisiten des Toilettentisches redeten schon eine deutliche Sprache, die Schminken, Stifte, Pinselchen und Puderquasten, Öle, Parfüms, Kämmchen und seidenen Bänder, das rosafarbene, mit Spitzen und

Schleifchen geschmückte lange Nachtgewand, der süßliche Boudoirgeruch und das mit einer Wanddekoration verzierte Doppelbett machten es der jungen Römerin zur Gewißheit, daß ihrer hier ein schimpfliches Gewerbe harre und mit einer Energie, die nur die Kraft der Verzweiflung einzugeben vermag, beschloß sie, dieses Haus entweder heil zu verlassen oder ihr Kind nie wiederzusehen. Noch ehe die alte Hexe wieder erschiene, wollte sie angekleidet und zum Fortgang gerüstet sein und wehe dem, der sich ihr in den Weg stellen sollte. — — —

Sie ging zum Bett zurück, um sich anzukleiden, aber wie?! Die Sachen lagen auf dem Stuhl, der jetzt leer ist?! Vielleicht habe sie sich geirrt, im Traum ihre Kleidungsstücke zerstreut?! Mit immer zunehmender Unruhe sucht die Unglückliche nach ihren Kleidungsstücken, nichts ist zu finden, bis auf die Strumpfhalter alles verschwunden. Ein Strom von Tränen stürzt aus den Augen des armen Mädchens, bis sich seine gequälte Seele endlich in einem Schreikrampf Luft machte. — Das war das Signal, das die Alte und der „Henker“ wohl schon erwartet hatten.

Geräuschlos erschienen sie an der Schwelle des Zimmers, die Alte noch ekliger als am Abend zuvor, der Mann mit einer schwarzen Ganzmaske vor dem Gesicht, eine Peitsche in der Hand schwingend. Was die beiden mit ihr gesprochen, was in diesem Augenblick überhaupt geschehen war, vermochte die junge Römerin später nicht mehr zu berichten, sie

erinnert sich nur noch, daß der Mann mit der Maske sie wie einen tollen Hund mit der Peitsche geprügelt, sie dann aufs Bett geworfen und sie schließlich mit Hilfe der Alten, die eine Riesenkraft entwickelt hätte, vergewaltigt habe. — — —

Jetzt begann ein Folterleben. — Verweigerte sie Nahrung, gab's Prügel mit der Peitsche, versuchte sie zu schreien, sauste der Riemen auf ihren Körper, jeden Widerstand brach die entsetzliche Peitsche. So wurde die hübsche Römerin zahm, wie ein Lämmchen, Gedanken und Wille waren verschwunden; sie wurde gut gefüttert wie ein Tier, das Nutzen abwirft, ihr Leib wurde jedem vorgeworfen, wie das Aas den Geiern und die Sklavin fügte sich, mußte sich fügen, wenngleich das Flämmchen der Hoffnung in ihrem Herzen wie eine ewige Lampe in einem Heiligtum brannte.

Die Männer, die sich ihr näherten und sich ihres Leibes bedienten, ohne ein Wort zu sprechen, trugen die gleiche schwarze Maske, wie der „Henker", nur an den etwa hervorstehenden Bartspitzen war zu erkennen, daß es sich fast immer um andere Männer handelte. Solange sie sich gefügig zeigte, überschüttete der „Henker" sie mit Liebenswürdigkeiten, er schleppte Konfekt und andere Süßigkeiten herbei, brachte ihr prächtige Blumen und versuchte durch Kosen und Zärtlichkeiten seine Sklavin noch mehr zu umgarnen und an sich zu fesseln. Sobald aber nur ein Wörtchen von der Hoffnung, die die Unglückliche im Herzen hegte, über ihre Lippen kam, trat wieder die Peitsche

in Aktion. Zuckerbrot und Peitsche, ganz so, wie man widerspenstige Tiere zähmt. —

Sechs Monate schändlichster Sklaverei mochten wohl schon vergangen sein und noch immer hatte die inzwischen körperlich sehr heruntergekommene Römerin den Gedanken an eine Flucht nicht aufgegeben. Der Haß gegen ihren „Henker" und seine teuflische Gehilfin war so groß, so unausrottbar, daß sie sich mit diesen Leuten nie hätte befreunden können, selbst wenn sie bis zu ihrem letzten Lebenstage in diesem Hause festgehalten worden wäre. Wie aber entrinnen, wo sie nie Gelegenheit fand, sich einem anderen Menschen mitzuteilen und nie das Haus verlassen durfte, nicht einmal in Begleitung des „Henkers"?! Ja, wenn sie wenigstens des Schreibens kundig gewesen wäre, wie leicht hätte sie dann einen Zettel auf die Straße werfen und einen barmherzigen Passanten auf ihr Schicksal aufmerksam machen können? Aber welche Römerin aus dem Volke ist imstande, sich schriftlich mitzuteilen?!

Und die Parasiten ihres Leibes, die Männer mit der gleichen Maske?! Wie oft hatte sie versucht, das Herz dieser Bestien in Menschengestalt zu rühren, wenn sie in dem besseren Auftreten eines „Gastes" einen vornehmen oder gebildeten Herrn vermutete. Zwecklos. Keiner würdigte sie eines Blickes. Ganz natürlich. Dieses Weib war nur für die Mitglieder der Kamorra bestimmt, die ihrem Genossen „Alfonso" ebenso das Pachtgeld entrichteten, wie andere Männer in einem gewöhnlichen Bordell, die aber außerdem

den Vorzug hatten, dieses „Geschäft" ihres Genossen zu billigen. Da die „geehrte Gesellschaft" bis in die höchsten Kreise hinein Wurzel geschlagen hatte und die wohlhabendsten und raffiniertesten Lebemänner zu ihren Mitgliedern zählte, mußte ein hübsches, gesundes Mädchen keine schlechte Pfründe abgeben. —

Was aus den Sklavinnen wird, die eines schönen Tages ihre Reize eingebüßt haben, weiß man nicht, und es bleibt immerhin merkwürdig, daß ein im Freudenhause gealtertes Mädchen an seinen Peinigern nie Rache genommen hat. Entweder hält diese Unglücklichen die Furcht vor der Kamorra ab, den „Sklavenfang" bekannt zu geben, oder der „Henker" zieht es vor, sein Opfer nach so langer Folter, und, weil es unrentabel geworden ist, durch einen wohlgezielten Dolchstoß in ein besseres Jenseits zu befördern.

Die junge Römerin hatte Glück, ihr kam der Zufall zu Hilfe und ihre Sehnsuchtsgedanken, aus diesem schändlichen Hause entfliehen zu können, wurden eines Abends zur Tat. Es war zur Zeit des letzten Vesuvausbruches, an dem Tage, an welchem, wie noch erinnerlich sein dürfte, das Glasdach der Markthalle in Neapel infolge einer starken Aschen- und Bimssteinschicht, die der Vesuv vorher ausgeworfen hatte, zusammenstürzte. An diesem Tage befand sich ganz Neapel in einer begreiflichen Erregung, die Bahnhöfe wurden förmlich gestürmt und wer nicht durch Berufspflichten zurückgehalten wurde, hielt eine schleunige Luftveränderung für angebracht. Sei es nun, daß

„Alfonso" und seine Genossen die allgemeine Aufregung als günstige Konjunktur in ihrem Gewerbe betrachteten und auf einen Fischzug „im Trüben" auszogen oder mögen es andere Beweggründe gewesen sein, an diesem Tage hatte der „Henker" und irgendein „Kunde" sich in dem Hause nicht sehen lassen. Die Römerin, die, wie immer, ganz allein in ihrem Zimmerchen saß und mit Näharbeiten beschäftigt war, hätte von der Abwesenheit ihres Peinigers keine Kennntis gehabt, wenn die Alte sie nicht in einem durch heftigen Hustenreiz verursachten Erstickungsanfall zu Hilfe gerufen hätte. Als das Mädchen auf das jämmerliche Winseln der Alten die Treppe hinuntereilte, fand es die ruffiana auf einem Sofa liegend und mit den Armen um sich schlagend. In diesem Augenblick kam der Römerin blitzschnell der Gedanke: „jetzt oder nie!" Mehr fliegend als laufend erreichte sie die Ausgangstüre, drehte den mächtigen Schlüssel herum und befand sich auf der Straße, um nach der ersten besten Richtung, wie von Furien verfolgt, davon zu laufen. Nachdem sie so fast eine halbe Stunde, die dunkelsten Gäßchen aufsuchend, wie ein gehetztes Wild das ganze Stadtviertel durcheilt hatte und sich nun weit genug entfernt von ihrem „Käfig" wähnte, dachte sie zunächst daran, sich irgendeiner Familie zu offenbaren und um Schutz zu bitten. Ihre Kleidung war zwar keine auf der Straße übliche, aber es konnte immerhin noch als Glück ausgelegt werden, daß sie in Anbetracht der durch den Vesuvausbruch verursachten Schreckenstage wenigstens

mit Unterrock, Nachtjacke und Pantoffeln bekleidet war.

Durch das soeben überstandene Folterleben scheu und verängstigt, wagte die Flüchtige nicht, ein Haus zu betreten. Da winkte ihr, wie ein rettender Leuchtturm, etwa zwanzig Meter entfernt, das helle Licht eines Schaufensters. Sie näherte sich dem Laden, in welchem Posamenten und Nähartikel zum Verkauf gehalten wurden und in der Hoffnung, hier vielleicht eine barmherzige, helfende Frau zu finden, trat sie mutig ein. — — —

— — — — — — — — — — — —

Die Hoffnungen der Römerin hatten sich erfüllt. Sie traf es gut. Eine schon bejahrte Kaufmannswitwe war Inhaberin des Ladens, sie nahm sich des unglücklichen Mädchens gern an und konnte es auch im Hause und bei kleinen Schneiderarbeiten verwenden, so daß beide sich bald aneinander gewöhnten und die Römerin ihren Plan, so schnell als möglich nach Rom zurückzukehren, fast aufgegeben hatte, um so mehr, als sie auch von der Pflegemutter ihres Kindes in gewissen Abständen günstige Nachrichten erhielt.

Was sind aber alle Pläne und Hoffnungen in Neapel ohne die Kamorra?! Und das Verhängnis nahte.

Als der kostbare Vogel, der immer noch seinen „Mann" hätte nähren können, ausgeflogen war, blieb Alfonso nicht müßig und setzte den ganzen Apparat der Kamorra in Bewegung, um, wenn möglich, der ent-

laufenen Sklavin noch habhaft zu werden. Bei der wunderbaren Organisation der „geehrten Gesellschaft", die alle Polizeiorganisationen weit in den Schatten stellt, gelang es sehr bald, den Schlupfwinkel der Römerin zu ermitteln. Nun wurde nach Kamorristenart operiert. Zuerst erhielt die Ladenbesitzerin die Aufforderung, das in ihren Diensten stehende Mädchen zu entlassen. Wie das Schreiben auf den Tisch des Ladens gelangte, blieb rätselhaft. (Wahrscheinlich hatte eine Käuferin es dorthin gelegt.) Bald folgte eine andere Botschaft der Kamorra, diesmal energischer und unter Androhung von Gewaltmitteln. Als auch dieser Erpressungsversuch erfolglos blieb, fand die schon geängstigte Frau nach einigen Tagen an der Hoftüre der Wohnung einen Zettel angeheftet mit der Aufschrift:

„Wenn du die Dirne, die sich bei dir eingenistet, nicht bis morgen mittag 1 Uhr entlassen hast, geht dein Haus und dein Geschäft am selben Nachmittag in Flammen auf."

Nunmehr wurde die Polizei verständigt und ein Schutzmann in Uniform vor dem Hause postiert. Trotzdem wurde, wie angekündigt, noch am Nachmittage des gleichen Tages das Dach des Hauses von unbekannter Hand in Brand gesteckt. Als die Feuerwehr erschien, gelang es dem Mädchen, völlig reisefertig angekleidet und tief verschleiert durch die Hintertüre über den Hof, einen anderen Durchgang benutzend, zu entkommen. Sie verbarg sich dann in



einem Winkel des Wartesaales im Bahnhof und reiste noch am selben Abend nach Rom ab, wo sie am nächsten Morgen, voll der erschreckendsten Eindrücke, halb verblödet anlangte. — — —

Aus dem blühenden Mädchen von einst war in den wenigen Monaten ein welkes Weib geworden. —

Die Bisca.

Unter „Bisca" versteht man eine Spielhöhle, ein regelrechtes Monte Carlo, verkleinert, aber in vermehrter Auflage. So zahlreich, wie die Halbweltlerinnen unter den verschiedensten klangvollen Aushängeschildern, ähnlich wie in Paris, sind auch die Spielhäuser in Neapel, und Kokotten und Spieler gehören überall zusammen. Zur Ehre Monte Carlos aber sei hervorgehoben, daß die Ähnlichkeit zwischen beiden Institutionen nur eine rein äußerliche ist. In den Biscaspelunken Neapels drängt man sich wohl ebenso um die Roulette herum und spielt Trente et quarante oder rouge et noir, die Frauenzimmer kleiden sich auch wohl nach neuestem Pariser Schick, aber innerlich, dem Charakter, der Bildung und dem geistigen Lebenszweck nach ist die Kundschaft der Bisca nur eine plumpe, gemeine Nachahmung im Vergleich zu der vornehmen und glänzenden Gesellschaft, die im Palmengarten des Kasinos von Monte Carlo lustwandelt. Am drastischsten äußert sich dieser Unterschied in der geheimnisvollen Verborgenheit der Bisca, die das offene Tageslicht scheut, und deren Kunden, die alle Veranlassung haben, ihren Aufenthalt in den

Spielhäusern geheim zu halten. Was sich hier herumtreibt, ist einander würdig: Kokotten, in der Mehrzahl jene „Sciantose“, die, in Neapel geboren, die Welt bereisend und in Paris „geschult“, mit einem klangvollen französischen Namen französisiert zurückgekehrt sind, deren „Alfonsi“ oder Verehrer, Wucherer, die hier das beste Geschäft machen, und Kamorristen, Kamorristen, Kamorristen. Nicht die rohen, nur ausübenden Organe der „geehrten Gesellschaft“, sondern Leute vom Schlage des „Erricone“ und anderer „feiner Kamorraführer“. Dies Gesindel kann unter sich natürlich keine Dukaten prägen, weshalb die „Stammkundschaft“ dafür sorgt, daß ausbeutungsfähige Opfer herangeschleppt werden. Zunächst müssen die leichtsinnigen Mitglieder der „jeunesse dorée“ herhalten, die jungen, lebenslustigen Herren der neapolitanischen Aristokratie und die zugereisten Jünglinge, die studienhalber nach Neapel kommen und eine gefüllte Börse mitbringen, auch Offiziere fehlen nicht, die häufig genug an der Bisca völlig zugrunde gegangen sind.

Noch heute spricht man in Neapel von einem höheren Marineoffizier, der der Geliebte einer jener Courtisanen wurde, in der Bisca Vermögen und Ehre verlor, zum Alfonso der „Dame seines Herzens“ herabsank, um schließlich, von Stufe zu Stufe gleitend, als Diener den Kutschenschlag zu öffnen und seine frühere Geliebte mit dem jeweiligen Verehrer blutenden Herzens ins Schlafzimmer zu führen. Auch ein Schicksal! Von diesem Unglücklichen hat man den dramatischen Lebensgang erfahren, von wie vielen, die vielleicht noch

elender an den Folgen der Biscabesuche zugrunde gegangen sind, weiß man nichts! — — —

Es bedarf keiner Erwähnung, daß die Besitzer der Spielhöllen zur Kamorra gehören und Tribut entrichten (20 Prozent vom Umsatz). Die Dirnen, die sonst den integrierendsten passiven Bestandteil der Kamorra bilden, nehmen, wenn sie bis zum Range einer Biscaklientin sich aufschwingen können, eine mehr aktive Tätigkeit ein, sie suchen auf der Straße, in Gesellschaft, im Theater und an den eleganten Rendez-vous-Plätzen Neapels und Umgegend unter der harmlosesten Maske Goldfische in ihre Netze zu fangen und nach kurzem Liebesrausch der Bisca zuzuführen. Der Besitzer der Spielhölle und seine kamorristischen Helfer sind klug genug, nur die schönsten Erscheinungen der Prostitution zu Biscasirenen zu machen und ihnen, falls nötig, kostbare Kleider, Juwelen und Equipagen zur Verfügung zu stellen.

Ich selbst wäre beinahe das Opfer eines solchen Gimpelfanges geworden, als ich, noch ein Unkundiger, das erste Mal nach Neapel kam,

Eines Tages schlenderte ich nach dem Mittagessen durch den Toledo, jetzt Via Roma, da kam mir eine distinguierte ältere Dame in Begleitung eines wunderschönen, voll entwickelten jungen Mädchens entgegen. Die ältere Frau war mit einem einfachen Kapotthut bekleidet, diskrete Farbe, Rock und Taille schwarz, das Gesicht ausdruckslos und, wie hier üblich, stark gepudert.

Das Mädchen war von vollendeter Schönheit. Große schwarze, leuchtende Augen, die an die Wandgemälde Pompejis erinnerten, üppiges schwarzes, in der Mitte geteiltes, am Hinterkopfe zu einem Kranz gewickeltes, natürlich gekräuseltes, wellenförmiges Haar, ein Teint, ohne Schminke und Puder, von entzückender Naturfrische und edle, ganz klassische Gesichtsformen. Den Mund umspielte ein Lächeln, das teils unschuldig, teils schelmisch schien. Vom Kopf bis zu den Fingerspitzen blendend weiß gekleidet, nicht auffallend, aber alles geschmackvoll und diskret. Mit den schwarzen Glutaugen und dem undefinierbaren Lächeln schaute das Mädchen mir ins Gesicht. Ob der außergewöhnlich reizvollen Erscheinung blieb ich einen Augenblick bewegungslos stehen, und diesen Moment benutzte die ältere Dame, um mich anzusprechen. Ob ich nicht wüßte, wo sich die X-Straße befände. Ich verneinte, hatte auch den Namen dieser Straße vorher nie gehört. Jetzt setzte die Frau die Unterhaltung fort, und harmlos erzählend, ging das ungleiche Paar neben mir her. Ich wußte nicht, was ich aus den beiden machen sollte, der Dialekt der Frau war sizilianisch, aber die Ausdrucksweise doch recht gewählt, das Mädchen sprach sogar ganz fehlerfrei und mit Grazie und Anmut und nur soviel, als unbedingt nötig war; sie umgab sich mit einer kühlen Reserve, von der ich nicht wußte, ob sie fingiert oder echt sei. Die Frau stellte sich als Mutter und das Mädchen als ihre Tochter vor, gab als Heimat Palermo an und bezeichnete die Tochter als Künst-

lerin, die mit einer Gastspieltruppe zurzeit in Neapel sei. Das Abenteuer reizte mich, und als wir vor einer Gelateria angelangt waren, fragte mich die Theatermutter, ob ich nicht geneigt wäre, mit ihnen eine Portion Eis zu genießen. Da mir daran lag, meine Studie so weit wie möglich zu vervollständigen, schlug ich ein, und nach wenigen Minuten schlürften wir alle drei friedlich an einer Cassata, Eis nach sizilianischer Art.

Die Unterhaltung wurde immer reger, auch das junge Mädchen, zuerst so wenig zugänglich, wurde immer lebhafter und beteiligte sich an dem munteren Geplauder, allerdings zumeist nicht mit ihrer wohlklingenden Stimme, sondern mit den Augen, und ich muß gestehen, daß diese Augensprache, obwohl in ihr nichts Frivoles oder Indezentes lag, viel mehr ausdrückte, als der Wortschwall der Frau Mama. Es ist schwierig diese Augensprache zu interpretieren, schon deshalb, weil dieser Blick an sich schon ungewöhnlich war. Ein Kokettieren konnte man es nicht nennen, dazu war der Ausdruck zu ernst, vielleicht war es die Sehnsucht, sich zu offenbaren, vielleicht jene Augensprache, mit der die zur Stummheit verdammten römischen Sklavinnen vor Jahrtausenden die Qual ihres Joches ausdrückten — vielleicht, vielleicht auch nicht. —

Meine heitere Laune war verschwunden, an meinem Geiste zogen die Bilder des klassischen Altertums vorüber, wo auf den öffentlichen Märkten die gefangenen Töchter überwundener Machthaber, Kö-

nige und Fürsten meistbietend verschachert wurden, wo der Sklave und noch mehr die Sklavin nicht einmal den Wert eines Stückes Vieh hatten und jeden Hund beneideten, der in den Gärten des Atrium im Vollgefühl seiner Freiheit sich tummeln konnte. Zweitausend Jahre und mehr sind seitdem vergangen, die Menschheit hat sich in eigener Selbstachtung und -bewertung zur Befreiung vom Sklaventume durchgerungen, und doch gibt es hier, an einer paradiesischen Stelle der Welt, eine Sklaverei, die belastender, entehrender ist, als die Sklaverei des Altertums, entehrender, weil nicht mehr die Macht unter das Joch zwingt, sondern die Sucht nach dem Golde.

In diesen Gedanken, die blitzschnell an mir vorüberzogen, wurde ich jäh unterbrochen durch eine Stimme, die dicht an meinem Ohre klang. „Wie gefällt Ihnen meine Tochter?" flüsterte die Alte. Also doch, dachte ich, jetzt geht's los, und mit gespannter Aufmerksamkeit folgte ich dem Geflüster der Kuppelmutter, die ihre eigene Tochter verkauft.

Es war das alte Lied, das man immer hört, wenn es sich darum handelt, das Laster zu entschuldigen. Schlechter Geschäftsgang, kleine Gage, ohne Mann und Vater, und doch schließlich leben wollen, keine Hilfsquellen, keine Verwandten usw. Alles natürlich erlogen.

„Sehen Sie," setzte die Alte ihr Geflüster fort, „ich bin eine bejahrte Frau, aber meine Tochter dort, erst 16 Jahre alt, will das Leben genießen, und sie

hat recht; wer weiß, wie es ihr im Alter ergeht. Ich habe mit 15 Jahren geheiratet, war noch ein Kind; mein Mann, der ein kleines Gut besaß, kränkelte von Anfang an; bald ging es mit uns bergab, und als er starb, hinterließ er uns nichts als Schulden. Das war eine Plage mein ganzes Leben lang, alle Jahre ein Kind, und die Eifersuchtsszenen. Er wollte nicht glauben, daß es seine eigenen Kinder waren. Schließlich hat sich die Madonna ihrer erbarmt und sie zu sich genommen. Jetzt habe ich nur noch einen kleinen Sohn, der Lehrling bei einem Drogisten in Palermo ist, und diese Tochter dort, eine Künstlerin, wie Sie so leicht keine zweite finden. So ruhig, wie sie jetzt erscheint, so leidenschaftlich und hingebend ist sie auf der Bühne, und so lieb kann sie sein einem Manne gegenüber, der sich für sie interessiert, so lieb, so ergeben wie — ein unschuldiges Kind."

Ich hatte eigentlich genug, und doch, das Seltsame des ganzen Abenteuers trieb mich, bis zum letzten Augenblick auszuharren, auf einen Zufall hoffend, der es mir ermöglichen könnte, im entscheidenden Moment den Rückzug anzutreten. Eine Pause tiefsten Stillschweigens trat ein. Die Alte nestelte an ihrem Kapotthut herum, das Mädchen stierte wie geistesabwesend ins Leere; keiner sprach das befreiende Wort, keiner wollte die Stellung der Parteien verrücken, es war der tote Punkt einer heiklen Situation.

„Begleiten Sie uns," unterbrach die Alte das Stillschweigen nach einer peinlich langen Pause.

Ich sprach kein Wort, erhob mich und zahlte.

Als wir um die nächste Ecke bogen, wirft die Alte einen scheuen Blick nach rückwärts, ruft schnell eine jener kleinen neapolitanischen Droschken heran, nennt Straße und Hausnummer, und in schnellstem Tempo rasen wir durch die engen Gassen.

Während der Fahrt hatte ich Gelegenheit, das edle Paar, das mir gegenüber saß, zu beobachten, und ich fand, daß doch eine bedeutende Familienähnlichkeit zwischen den beiden vorhanden war — unzweifelhaft Mutter und Tochter. —

Nach einer halben Stunde ungefähr hielten wir an der äußersten Ecke der Altstadt, in einer engen, schmutzigen Straße vor einem großen, offenen Hause. Mutter und Tochter werfen dem Kutscher einen grüßenden Blick zu und überließen es mir, mit dem Rosselenker zu feilschen.

Auf dem Treppenabsatz der zweiten Etage erwarteten mich meine Führerinnen. Wir machen vor einer Türe mit einem riesigen Türklopfer Halt. Die Alte klopft, daß das ganze Haus erdröhnt, aber niemand öffnet. Wir werden ungeduldig, und der Klopfer wird zum zweiten Male, noch energischer in Bewegung gesetzt, diesmal mit Erfolg.

Die Tür wird geöffnet, und ein rotblond gelockter, geschminkter und gepuderter Jüngling mit einem vom Laster ausgemergelten Gesicht verneigt sich stumm und ergeben.

Also Paragraph 175 St.GB., dachte ich; hier gibt's eine Szene, und instinktiv greife ich nach der

Hüfte, um den Dolch zu lockern. Aber nichts von alledem. Das Geschäft wickelt sich ganz ruhig ab.

Die Alte führt mich in einen Salon. Von den Fenstern hängen schwere seidene graugrüne Portieren, die Polstermöbel sind von gleicher Farbe und demselben Stoff, den Fußboden bedeckt ein grellfarbener Teppich, an den Wänden sind Stiche genrehafter Art, alles dezent und bürgerlich vornehm.

Mutter und Tochter sitzen mir gegenüber, an einer Wand, die den Salon vom Schlafzimmer trennt; mir wurde der Platz so angewiesen, daß ich in das Innere dieses Schlafzimmers schauen konnte und — mußte.

Es war ein großer Raum, der Fußboden mit rotem Tuch ausgelegt, an den drei Fenstern schwerseidene rote Vorhänge und dicke gelbfarbene Stores, die das ganze Gemach in ein Halbdunkel hüllten, an der linken Wand ein französisches, bereits geöffnetes Bett mit blendendweißer Wäsche und rotseidener Drapierung, zwei weiße Waschtoiletten, ein mit einem weißen Fell belegter Diwan und zahlreicher Wandschmuck: Motive von Venus und Amor vervollständigen das Inventar. Ein fürstliches Schlafzimmer. —

„Bevor ich Sie mit meiner Tochter allein lasse," beginnt die Alte, „schließen wir einen Pakt," und dabei streckt sie mir die Rechte entgegen, nicht etwa, um wirklich ein Bündnis zu schließen, sondern — um die Kassenscheine in Empfang zu nehmen. Erst das Geld, dann die Ware!

Ich biete — zehn Lire. Die alte Kupplerin wirft mir einen Schlangenblick zu, als ob sie mich durchbohren möchte. Ich biete 20 Lire; da erhebt sie sich feierlich, kommt auf mich zu und brüllt mir ins Gesicht: „Aber mein Herr, was denken Sie von mir und meiner Tochter! Ein Abgeordneter hat neulich hundert Lire gezahlt! Na, geben Sie dreißig, Sie werden's nicht bereuen!"

Die Anstrengung hatte der Bestie den Atem benommen, und erschöpft setzte sie sich auf ihren Platz zurück. Die Tochter hat inzwischen der Szene so gleichgültig zugeschaut, als ob es sie gar nicht anginge.

Während der erregten Szene schien es mir so, als ob von der Wand, an der ich saß, ein fürchterliches Gelächter herkam, das von zankenden und kreischenden Stimmen übertönt wurde. Ich hielt dies für eine Halluzination, für einen Ausklang der Schallwellen, mit denen mein Vis-a-vis den Raum erzittern machte. Jetzt war es Zeit zum Rückzuge. Schnell entschlossen erhob ich mich, machte eine kurze Verbeugung und griff hastig zur Türklinke, die etwa drei Meter von mir entfernt war. In einer Sekunde befand ich mich auf dem Treppenabsatz. Ich lauschte — jetzt mußte sich eine ganze Flut von Schimpfworten auf mein Haupt entladen; aber nichts von alledem, das Haus war totenstill wie beim Eintritt, nur zwei schwarze Katzen, von jener schönen und zahmen Rasse, wie sie hier überall zu finden sind, huschten lautlos an mir vorüber.

Da plötzlich wieder das Lachen, Kreischen und Zanken. Diesmal war's Wirklichkeit, kein Traum.

Ich befand mich in einem der geheimen Spielhäuser.

Die Straße war wie ausgestorben, zwei Kinder spielten auf dem Fahrdamm, dreckig und zerlumpt, beschnüffelt von einem kleinen schwarzen Köter.

An der nächsten Straßenecke, zwanzig Schritt von dem Hause, das ich soeben verließ, steht ein elegant gekleideter junger Mann mit einem Galgengesicht; scheinbar gleichgültig schaut er mich mit seinen Spitzbubenaugen an und folgt mir ebenso gleichgültig, als ob er denselben Weg ginge.

Ich biege um die zweite Straßenecke, da schaut auch schon die Spitze des Vesuv hervor, und kurz darauf werden auch schon die Masten der Schiffe sichtbar. Wir hatten uns kaum fünf Minuten vom Zentrum entfernt und der Kutscher brauchte eine halbe Stunde für die Fahrt.

Als ich über den Ferdinandsplatz schritt, wandte ich mich um, und siehe da, mein Verfolger naht eiligen Fußes, um mich nicht aus den Augen zu verlieren. Da winkt mir das Schild einer Osteria in einem Eckhause, ich gehe hinein und setze mich an einen Tisch am Fenster. Mein Verfolger bleibt vor der Türe stehen und wirft mir ab und zu aus seinen kleinen grauen Augen einen recht unfreundlichen Blick ins Gesicht.

Zwischen den Gedanken, den Kerl zu fassen und verhaften zu lassen, oder zu fliehen, siegt die Vernunft, und ich nehme einen günstigen Augenblick

wahr, um aus der zweiten Türe nach der andern Straße zu entwischen, schwinge mich schnell auf einen vorüberfahrenden Straßenbahnwagen und bin — frei.

Der hartnäckige Verfolger war der Zuhälter, der wahrscheinlich vom Fenster aus den Auftrag hatte, mich zu verfolgen und meine Wohnung zu ermitteln, daher auch das stille Verhalten des biederen Paares nach meinem Rückzuge.

Der scheue Blick der Alten, als sie sich vor dem Einsteigen in die Droschke umwandte, bedeutete ein Heranwinken des Zuhälters; vielleicht war's ihr eigener Sohn, der angebliche „Lehrling von Palermo". Die Gelateria, in der wir, wie durch Zufall, am Eise uns ergötzten, stand mit dem Paare im Einvernehmen, denn die herausgegebenen 20 Centesimistücke, zirka 2 Lire, waren falsch. Der Kutscher, der uns eine halbe Stunde herumgefahren hatte, anstatt das Ziel in fünf Minuten zu erreichen, war ein Bundesgenosse meiner Führerinnen, daher der freundliche Blick beim Abschied vor dem Hause. Er stand auch nicht wie zufällig an der Ecke, als die Alte ihn heranwinkte, sondern war schon vorher dort plaziert in Erwartung der kommenden Ereignisse.

Das nennt man Organisation; alles hat geklappt, und wenn ich nun noch in die Falle gegangen wäre, dann hätte es einen fetten Bissen abgegeben. Die dreißig Lire hätten Mutter und Tochter nebst dem Zuhälter verschlungen, das Schlimmste aber wäre die Ausbeutung in der Spielhölle gewesen. Denn am Abend hätte mich die „wunderschöne Unschuld von

Palermo" so fest in den Fingern gehabt, daß ich mich einem Gang in den benachbarten Spielsaal nicht mehr widersetzt hätte.

Das Ende wäre gar nicht abzusehen gewesen: Verlust des gesamten Bargeldes und der Wertsachen, Wechselakzepte und wer weiß welch schöner Kamorrawirkungen mehr. Später habe ich noch oft mit Schrecken an dieses Abenteuer zurückgedacht und danke dem Schicksal, das mich vor dem „Lehrgeld" bewahrt hatte. Das Wesen der Kamorra ließ sich denn doch billiger und gefahrloser studieren, als ich, ein Kenner und Wisser, vor allen Anzapfungen gefeit war und den Biß der Kamorraschlange nicht zu fürchten brauchte. — — —

Daß die Bisca außer Prostitution, Wucher, Erpressung und Raub noch alle andern Laster geschlechtlicher Verirrungen in sich birgt, ist selbstverständlich und liegt in der Natur dieser echt neapolitanischen Einrichtung. —

Die Polizei ist der Bisca ebenso wie der gesamten Kamorra auf den Fersen; wie aber aus den vorhergegangenen Abschnitten ersichtlich, treffen Absicht und Erfolg bei den polizeilichen Unternehmungen nicht immer zusammen. Die Organisation ist zu groß und zu klug angelegt, die Gesellschaft selbst so frei von jedem Spitzeltum, daß es der Polizei selten gelingt, ein Spielernest auszuheben.

In letzter Zeit haben die Behörden in Neapel ihr besonderes Augenmerk auf die Spielhöhlen gerichtet und es ist auch gelungen — acht (nicht den zwanzigsten

Teil) solcher Spelunken ausfindig zu machen und zu überrumpeln. Der diesbezügliche Lokalbericht des „Mattino“ sei hier wörtlich wiedergegeben: Der Staatsanwalt befahl gestern dem Quästor Comm. Almerindo Rinaldi, acht Häuser aufzusuchen, die angeblich zu Spielhöhlen benutzt werden.

Der Quästor versammelte um 4 nachmittags die Kommissare Secchi, Maroni, Marzullo, Descovi, Reggi, Guarino, Willaume, Abbondati und Adinolfi um sich und gab ihnen Anweisungen. Jeder Kommissar ließ sich von einem Subalternbeamten und zehn Schutzleuten in Zivil begleiten. Damit die Nachricht von der Razzia sich nicht verbreite, sollte an allen acht Orten zu gleicher Zeit vorgegangen werden. Punkt 6 Uhr griffen die Beamten die genannten Häuser an. Sie klopften oder klingelten. In einigen Fällen wurde sofort geöffnet, in anderen erst, nachdem der Versuch gemacht wurde, mit Gewalt einzudringen und einige andere Zugänge mußten denn auch tatsächlich eingeschlagen werden. Nirgends wurden Spieler in flagranti ertappt, überall aber fand man Roulette-Spieltische, grüne Tischdecken, Rechen, Karten und Bleistifte.

(Folgt die Angabe der Häuser nach Straße, Nummer und Besitzer und die Aufzählung der beschlagnahmten Spielrequisiten.)

Die Überrumpelung der Spielhöhlen gab Veranlassung zu den komischsten Szenen, als die Spieler, nichts ahnend, auf der Bildfläche erschienen und von Polizeibeamten in Empfang genommen wurden. Auf

dem Corso Umberto 456 ließ Kommissar Maroni z. B. verschiedene Besucher ein und verbot ihnen, den Raum vorerst zu verlassen.

Eingehend vernommen, leugneten alle, des Spiels wegen erschienen zu sein und tischten die merkwürdigsten Ausreden auf.

„Weshalb sind Sie hier?“ fragt der Kommissar.

„Ich bin Arzt und wollte die kranke Dame besuchen.“

„Und Sie?“

„Um eilig den Doktor zu sprechen, dessen Freund ich bin.“

„Sie?!“

„Um den schönen Hund zu verkaufen, den ich hier bei mir habe.“

„Sie?!“

„Ich suche ein möbliertes Zimmer.“

„Und Sie, auch, um ein Zimmer zu mieten?!“

„Nein, ich bin von zwei Schutzleuten hier hereingestoßen, fast hineingeworfen worden und möchte die Gelegenheit benutzen, gegen eine derartige Behandlung ganz energisch zu protestieren.“

„Verzeihen Sie, wo befanden Sie sich, als die Beamten Sie hineinstießen?“

„Auf der Treppe.“

„Und zu wem wollten Sie?“

„Ich hatte mich in der Haustüre geirrt. — —“

Alle diese Antworten wurden protokolliert und die sonderbaren Gäste dann freigelassen.

In der Villa delle tre cannelle versuchte ein Individuum, das in dem Hause nicht angetroffen werden wollte, als die Polizei die Haustüre einschlug, aus dem Fenster auf ein Glasdach zu steigen, das den Hof des Hotels Caurati bedeckt. Die Flucht gelang, aber im Hofe des Hotels wurde der ängstliche Herr von zwei Kriminalbeamten in Empfang genommen und zur Verfügung des Kommissars wieder in das Haus zurückgebracht.

Überall ereigneten sich mehr oder weniger komische Zwischenfälle, niemand aber wollte des Spielens wegen die Häuser betreten haben, und es fehlte nicht an ganz Unschuldigen, die nicht einmal wissen wollten, daß in den Häusern gespielt würde.

Die acht Hausbesitzer sind denunziert und die beschlagnahmten Gegenstände der Staatsanwaltschaft übermittelt worden." — — —

So der Zeitungsbericht. Weshalb man aber nicht um 10 Uhr abends in die Häuser eindrang und eine so verhältnismäßig frühe Stunde wählte, ist doch sehr auffällig und zeugt nicht von besonderem Scharfblick und ausreichender Kenntnis der Verhältnisse. —

Von dem Prozeß hat man noch nichts gehört, es dürfte auch nicht viel dabei herauskommen, da keine Spieler vorgefunden wurden. Daß solche vorhanden waren, ist ganz zweifellos und schon aus dem Widerstand gegen die Einlaß begehrende Polizei ersichtlich. Natürlich waren die Gäste der Bisca, als

die Hermandad auf dem Schauplatz erschien, durch Nebentüren geflüchtet und hatten sich bereits in Sicherheit gebracht.

Der oben geschilderte Vorgang ist bezeichnend für die Erfolglosigkeit der polizeilichen Maßnahmen und charakterisiert zugleich die kühle Ruhe, man möchte fast sagen: den Zynismus der (kamorristischen) Biscakunden der Polizei gegenüber. Warum auch nicht?! Solange die Kamorra besteht, kann ihnen kaum etwas Ernstliches passieren. — — —

Wucher, Betrug und Erpressung.

Der Wucher (strozzinaggio) ist heute in Italien noch mehr in Blüte, als in anderen Ländern, obwohl der Codice penale auch hier „die Ausbeutung des Leichtsinns und der Notlage“ mit exemplarischen Strafen bedroht. Je mehr man sich nun dem Süden nähert, desto wirkungsloser werden die Gesetzesparagraphen, und unter diesen ergeht es dem Wucherparagraphen am schlechtesten; man ignoriert ihn völlig.

Schon in dem gesitteten Toskana sagt ein Sprichwort: „una legge in Toscana dura una settimana“ (ein Gesetz in Toskana dauert eine Woche); man stelle sich also vor, wie lange die Gesetze in einem Gebiete Geltung haben können, das, wie die Provinz Neapel, sagen wir — von der christlichen Moralanschauung stark abweicht.

Von dieser Gleichgültigkeit gegen die Gesetze macht die Kamorra den ausgiebigsten Gebrauch. Der Kamorrist bewuchert nicht nur Hinz und Kunz, sondern auch seine „Genossen“, und diese sind verständig genug, ein solches Geschäft für höchst anständig zu halten. Zunächst ist der Kleinwucher in diesen Kreisen

am meisten im Schwunge. Ist ein armer Teufel in Geldverlegenheit, dann borgt er sich von einem der vielen strozzini in der Kamorra einen gewissen Betrag, nehmen wir an: 10 Lire. Die Schuld wird, wie hier üblich, in wöchentlichen Raten von einer Lira abgetragen, wovon die Hälfte, also 50 Centesimi, für „Interessen" zu zahlen sind, der geliehene Betrag wird demnach pro Woche nur um 50 Centesimi amortisiert. In 20 Wochen ist das Darlehn zurückerstattet, in der gleichen Frist hat der Wucherer an 10 Lire glatt 10 Lire verdient, also zweihundert undsechzig Prozent. Noch lukrativer wird das „Geschäft", wenn der Darlehnsnehmer nicht in der Lage ist, die Wochenrate zu zahlen, den Betrag für die „Interessen" muß er unter allen Umständen beschaffen. Diese Ehrenpflicht, dem Wucherer die Interessen nicht vorzuenthalten, ist so tiefgewurzelt, daß ein Kamorrist eher mordet oder sich selbst entleibt, als daß er mit leeren Händen seinem Geldgeber begegne. Ein Keil treibt in der Kamorra den anderen und das Sündengeld rollt immer im Kreise. Der Wucherer wird als wohlhabendes Objekt das Ziel der mannigfachsten kamorristischen Erpressungen; er kann sich den Fangarmen der „Gesellschaft", in deren Mitte er seine Existenz gefunden, nicht mehr entziehen und muß öfter als ihm lieb ist bedeutende Geldsummen hergeben, die kamorristischen Zwecken dienen sollen und die denn auch tatsächlich zum Kampfe gegen Polizei und Kamorrafeinde Verwendung finden. Das ihm unter Drohungen abgequetschte Geld holt er

sich aus der Kamorra wieder durch Wucher heraus. Das ist sein gutes Recht. Und der Kamorrist, dem es die „Ehre" gebietet, dem Wucherer die Zinsen zu zahlen, verschafft sich das Geld wieder durch Raub und Diebstahl.

Der Strozzino wird aber nicht allein seinen „Genossen" gegenüber gefährlich, sondern auch allen denen, die der Kamorra fernstehen, namentlich auch den kleineren Beamten, Offizieren, Kavalieren usw. Viele dieser Existenzen gehen zugrunde, oft auch zahlt ein Offizier solchem Vampyr mit dem Revolver, um von den Gerichten — freigesprochen zu werden. Derartige Freisprüche, die in unseren Landen Sensation und Kopfschütteln hervorrufen, sind auf italienischem Boden nicht nur berechtigt, sondern aus moralischen Gründen notwendig. Da es nicht möglich ist, diesen Wucherern in ihren Kniffen beizukommen und sie gesetzlich zu bestrafen, muß ein gerichtliches, freisprechendes Erkenntnis jene Vampyre belehren, daß ein Mensch, der mit allen Schikanen und seelischen Foltern von einem Wucherer und seinen Helfershelfern täglich und stündlich gepeinigt wird, ohne Aussicht auf Befreiung, in der Notwehr handelt, wenn er in der Verzweiflung seinen Verfolger niederknallt. Eine Befreiung aus den Klauen dieser Blutsauger ist nicht möglich, weil die „Interessenansprüche", Auslagen, Provisionen usw. eine Lawine ohne Ende bilden, es sei denn, daß irgendeine Riesensumme, die in keinem Verhältnis mehr zur Höhe des Darlehns steht, als „Abfindung" bezahlt werde. —

Im Reiche der Kamorra wird der Kamorrist selbstverständlich zum Schlepper, und mancher Beamte, der zufällig einem dieser harmlos erscheinenden Leute seine Geldnot klagte und dann zu einem „Bankier" geführt wurde, hat diesen „Zufall" später teuer büßen müssen. Nach den italienischen Gesetzen ist der fünfte Teil des Beamtengehaltes pfändbar und überweisungsfähig. Ein Strozzino, der einem Beamten Geld leiht, läßt sich jenen fünften Teil, den quinto, als Sicherheit zedieren (selbstverständlich ist der Darlehnsbetrag viel geringer) und heimst außerdem die beträchtlichen Interessen ein. Den quinto sieht der Beamte nie wieder, der gehört dem Wucherer, und für die Bezahlung der „Interessen" ist dem Vampyr nicht bange, wozu wären sonst die schönen kamorristischen Erpressungsformen auf der Welt, als da sind: Anzeige bei den Vorgesetzten, Skandal usw. und als ultima ratio: die kamorristische Vendetta. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle die Auswüchse des strozzinaggio eingehender zu behandeln — die Materie erfordert einen Band für sich —, auch das Thema: Betrug und Erpressung ist zu inhaltreich, um in vorliegender Schrift erschöpft werden zu können. Am Schlusse dieses Kapitels werde ich das Abenteuer eines Kavaliers schildern, der von Kamorristen nach allen Regeln der kamorristischen Kunst betrogen und gehörig gerupft wurde, zuvor aber muß einer Spezies gedacht werden, die den Gerichten Neapels eine harte Nuß zu knacken gibt, ich meine den Eideshelfer. Dieser Kerl

lebt vom Meineid. Er weiß alles, hat alles gesehen, alles gehört, war überall dabei und schwört jeden nur möglichen (und unmöglichen) Eid, selbstverständlich nach vorheriger Auffrischung des Gedächtnisses vermittels klingender Münze. In der Kamorra ist ein jeder Eideshelfer für alle und alle für einen, das ist selbstverständlich „Ehrensache", deshalb sind Prozesse gegen Kamorristen fast immer aussichtslos. Jedes Alibi wird nachgewiesen, jede Personenverwechslung herbeigeführt, Doppelgänger zur Verfügung gestellt, gefälschte Dokumente, Verträge usw. vorgelegt, also künstliches Entlastungsmaterial herbeigeschafft, gegen dessen Wucht kein Untersuchungsrichter ankämpfen kann.

Und merkwürdig — man höre und staune! — diese Eideshelfer, wie die Neapolitaner im allgemeinen, sind religiöse, bigotte Kreaturen, die keinen Sonntag bei der Messe fehlen und ihren Heiligen pünktlich und gewissenhaft die vorgeschriebenen Ehrungen zuteil werden lassen.

Der Eid vor Gericht aber ist diesen Leuten eine Farce; sie sagen sich: „einen Eid kann man nur Gott schwören, ihm allein; der Eid aber, den man vor Gericht schwört, gilt dem Richter und die Anrufung Gottes ist nur eine vom Richter gewollte Formel." Abergläubisch, wie diese Leute sind, fürchten sie die Rache Gottes, wenn sie dessen geheiligten Namen vor dem Richter aussprechen. Zur Abwehr der göttlichen Strafe, oder besser gesagt, um ihren

Gott in dem Augenblicke des Eides zu versöhnen, bedienen sie sich gewisser Mittelchen, an deren Zauberkraft sie glauben. So werden z. B., während die hocherhobene Rechte die beiden Schwurfinger zeigt, zwei Finger der linken Hand an der Seite oder am Rücken nach unten gestreckt: „der Blitzableiter". Der Schwur fährt sofort in die Erde und steigt erst gar nicht zum Himmel hinauf. Oder die schwörende rechte Hand neigt sich dem Richter zu, d. h.: „Dich treffe der Schwur!" Eine andere Form findet sich in dem offenen und geheimen Eid. Der offene Eid gilt der irdischen Gerechtigkeit, ist daher wertlos, wesentlich ist nur der Eid vor Gott, den der Kamorrist im geheimen, dem Gedanken nach, leistet. Er schwört z. B. öffentlich: „Ich habe den X. in der H.-Straße gesehen, als er um 3 Uhr auf seinem Wagen saß und Mehlsäcke zum Bahnhof fuhr", und in Gedanken setzt er hinzu: „aber wahr ist es nicht, Gott weiß es!"

Die Wege, der göttlichen Strafe zu entgehen, sind innerhalb der abergläubischen Bevölkerung so zahlreich, wie die Austern im parthenopeischen Golf, und wenn ein Fall besonders kompliziert liegt, hilft ein verhungertes Priesterchen mit einem für diesen Zweck aus „gelehrten Büchern" zusammengestellten Hokuspokus darüber hinweg.

Überhaupt die Priester im Reiche der Kamorra!

Wie schon vorher erwähnt, illustrieren die Abenteuer eines jungen Mannes, der vor einiger Zeit in die Hände der Kamorristen fiel, die bornierte Frechheit

des Gaunergesindels so vorzüglich, daß sich jeder weitere Kommentar erübrigt.*)

Alfredo G., jetzt in Benevent wohnhaft, hatte mit 28 Jahren seinen Vater durch den Tod verloren und ein nicht unbeträchtliches Vermögen geerbt, mit dessen Hilfe er sich in Neapel einige Zerstreuungen gönnte. In dem Wurstwarenladen eines gewissen Gennaro Somasto in der Via Taverna Penta machte Alfredo Bekanntschaft mit einem berüchtigten Kamorristen namens Ferdinando Manfredi, der als alter Fuchs die gutmütige Art des jungen Mannes bald erkannte und den Entschluß faßte, den unerfahrenen Jüngling gründlich auszubeuten.

Da Manfredi sein Opfer aber nicht allein umgarnen konnte, verbündete er sich mit einem anderen, ebenfalls sehr berüchtigten Kamorristen namens Bisagio Milone, mit dem Spitznamen: „der häßliche Bisagio".

Dieser Milone wurde Alfredo als Sohn eines spanischen Obersten vorgestellt, und beide, Milone und Manfredi, wetteiferten von nun an, sich dem jungen Kavalier als tadellose Gentlemen zu zeigen, um das Vertrauen zu erwerben, das zum Gelingen ihres Beutezuges unentbehrlich war.

Alfredo, Manfredi und Milone wurden, was bei dem schauspielerischen Talent und der „Herzlich-

*) Es sei besonders darauf hingewiesen, daß diese Diebesgeschichte hier so wiedergegeben ist, wie sie in italienischen Zeitungen wahrheitsgemäß veröffentlicht wurde.



keit" der Spitzbuben nicht zu verwundern ist, die besten Freunde, und als dieser Zeitpunkt eingetreten war, ging es mit Volldampf voraus — ins Lager der Kamorra.

„Der häßliche Bisagio", der auch Gelegenheit gefunden hatte, in das Haus Alfredos einzudringen, machte diesem und seiner Stiefmutter (und Tante) Signora Teresa Natale zunächst den Vorschlag, ein Automobil zu kaufen. Der erste Streich mißlang, denn die Dame verstand es, ihrem Stiefsohn und Neffen abzuraten. Milone ärgerte sich nicht lange über den ersten Mißerfolg, sondern „bearbeitete" seinen Freund, ein Pferd zu kaufen, und er wußte soviel zu reden und zu tun, daß Alfredo in die Falle ging.

Milone, Manfredi und der Kavalier kauften also von einem unbekannt gebliebenen Individuum ein Pferd zum Preise von 1100 Lire.

Der Gaul war eine elende Schindermähre und nichts wert, von dem Gelde erhielten Manfredi und Milone die Hälfte.

Alfredo mußte den Reinfall natürlich bald erkennen und überschüttete seine „Freunde" mit Vorwürfen. Die Gauner aber verstanden es in so geschickter Weise, „Erklärungen" abzugeben und ihre Unschuld zu „beweisen", daß der junge Kavalier ihnen verzieh. Diese Naivität ermutigte das Spitzbubenpaar noch mehr.

Nach dem Pferde der Wagen.

Nun machten die beiden Kamorristen ihrem Freunde den Vorschlag, einen Ausflug zu Wagen mit ihnen zu unternehmen, da aber nur die Schindermähre vorhanden war, verschafften sie sich einen Wagen, indem sie sich solchen liehen.

Der Wagen wurde in den Stall des Kavaliers geschafft, ohne daß dieser wußte, wer der Eigentümer sei, und erst am nächsten Tage wurde ihm als der Wagenbesitzer Antonio Pisa genannt, ein angeblich sehr braver Mann, in Wirklichkeit der Kamorraoberst von Fuorigrotta.

Zunächst hielt Alfredo den Antonio Pisa für einen sehr „gentilen" Herrn, denn, nach dem Ausflug aufgefordert, den Wagen abholen zu lassen, erwiderte der Kamorraoberst sehr höflich: „Das sei nicht so eilig, unter Freunden erweise man sich gern Gefälligkeiten." Es kam aber anders. Nach einigen Tagen begegnete Alfredo wieder dem Pisa und bat nochmals, den Wagen endlich abholen zu lassen, und der Wagenbesitzer schickte schließlich einen gewissen Alfano, der den Wagen holen sollte und der zugleich eine Quittung über 600 Lire als Leihgebühr präsentierte.

Alfredo war entrüstet und betonte, daß nicht er, sondern Milone auf eigene Faust den Wagen besorgt habe, und daß ihm gesagt wurde, es handle sich um eine Gefälligkeit. Der „gentile" Pisa ließ sich nicht abweisen, er drohte und schüchterte den Kavalier so ein, bis dieser 300 Lire zahlte. Die beiden Gauner standen als „Freunde" hinter ihrem Freunde, gaben



Erklärungen ab, deuteten die Mißverständnisse und drückten schließlich die Leihgebühr bis auf 300 Lire herunter, was der indolente Herr Kavalier vielleicht noch für einen Freundschaftsdienst hielt. Es blieb jedenfalls beim alten und das Kleeblatt trennte sich nicht. Ein Streich folgte dem anderen. Der Ausflug in dem geliehenen Wagen hatte Alfredo auf den Geschmack gebracht; er wünschte sich ein eigenes Wägelchen, und was war natürlicher, als daß er seine „Freunde" von diesem Begehren in Kenntnis setzte. Die Gauner waren von dem Entschluß des Kavaliers entzückt und benutzten selbstverständlich die günstige Gelegenheit zu einem neuen Betrug.

Eines Abends wurden dem Herrn Alfredo drei abgefeimte Kamorristen vorgestellt: Francesco Esposito, genannt „der Blinde", Antonio de Domizio, „die stumpfe Säge", und Francesco d'Alfonso, unter dem Namen „Constantin" bekannt. Die ganze Gesellschaft begab sich zum Abendessen in eine Trattoria. Hier trat Manfredi an Domizio heran (wie inzwischen verabredet worden war), dessen Carozzella an Alfredo zu verkaufen. Domizio sträubte sich zuerst, nahm aber den Vorschlag an, um, wie er sagte, dem gemeinsamen Freunde „eine Gefälligkeit" zu erweisen.

Am nächsten Morgen begleitete Milone den Kavalier in die Wohnung des Domizio, wo d'Alfonso, Esposito und ein Dritter, nur unter dem Namen Antonio bekannter Kamorrist bereits anwesend waren. Domizio verlangte — aus Gefälligkeit! — nur 600 Lire für die Carozzella, Alfredo aber hatte nur

300 Lire bei sich, die ihm prompt abgenommen wurden, während er für die anderen 300 Lire einen Wechsel ausstellen mußte. Auf dem Akzept war der Betrag nicht ausgeschrieben, da das Papier aber den Stempelwert*) von 600 Lire hatte, so machten sich die Gauner diesen Umstand zunutze und schrieben den Wechsel auf 600 Lire aus. Am Verfalltage wollte Alfredo sein Papier prompt einlösen, er begab sich daher zu Domizio und legte ihm 300 Lire auf den Tisch, mit der Bitte, den Wechsel auszuhändigen. Domizio schüttelte den Kopf. Wie?! Dreihundert Lire?! Sie irren sich, sechshundert Lire waren es noch, hier ist der Wechsel! Der Kavalier verfärbte sich, aber alles Jammern half nichts. Die 300 Lire nahm Domizio in Empfang und der arme Kavalier mußte einen weiteren Wechsel in Höhe von 300 Lire akzeptieren. Das corpus delicti, die Fälschung, wurde vorsorglich vernichtet.

Die kleineren, fortgesetzten Anzapfungen verschiedenster Art, die den guten Alfredo in chronische Geldkalamität versetzten und ihn zwangen, Wechsel zu unterschreiben und seine Stiefmutter um Geld anzugehen, sollen hier nicht berücksichtigt werden, die Diebesgeschichte nähme sonst kein Ende; von Interesse für die Öffentlichkeit ist lediglich die kamorristische

*) Wechselformulare gehören zum italienischen Staatsmonopol. Die Papiere sind je nach Höhe des Betrages vorrätig vorhanden und bereits gestempelt. Im vorliegenden Falle handelt es sich um ein Formular, das für 600 Lire Giltigkeit hatte.

Form des Betruges. Als solcher entpuppte sich ein zweiter Pferdehandel, zu dem der mehr als naive (und ängstliche) Herr Kavalier wieder die Veranlassung gab. Die Schindermähre sollte nämlich vertauscht werden. Zu diesem Zweck trat noch ein anderer Kamorrist und Wucherer, Andrea Attanasio, in Aktion. (Nach kamorristischer Tradition ist ein vom Glück begünstigter Genosse verpflichtet, auch seine Mitbrüder Geld verdienen zu lassen und zur Ausbeutung eines „Gimpels" möglichst viele Kamorrabrüder heranzuziehen.)

Alfredos Pferd wollte Attanasio also gegen einen seiner Gäule eintauschen. Die beiden Kontrahenten fuhren nun in Begleitung des Manfredi und Milone nach einer Trattoria am Posilippo, wo der Handel zum Abschluß gelangen sollte. Hier kneipte die Gesellschaft — natürlich auf Kosten des Kavaliers — um die Wette, und als der gute Alfredo „genug" hatte, ließ man ihn einen Wechsel von 600 Lire als Zugabe zur Schindermähre unterschreiben. Es bedarf keiner Erwähnung, daß der eingetauschte Gaul aus dem Stalle des Herrn Attanasio ein Buschklepper niedrigster Sorte war, der anderswo zu keiner Wurstsuppe mehr Verwendung gefunden hätte.

Nicht genug damit, traten der Gesellschaft auf dem Rückwege vom Posilippo — verabredungsgemäß — die Kamorristen di Domizio, Esposito und d'Alfonso entgegen, taten sehr entrüstet darüber, daß der Pferdetausch ohne ihre Beihilfe abgeschlossen wurde

und verlangten unter den schrecklichsten Drohungen 100 Lire für die Kamorra. Dem geängstigten Kavalier blieb nichts anderes übrig, als auch dieses Trinkgeld noch herzugeben. Mit dem Pferdeschacher kam der Stein ins Rollen. Am Verfalltage hatte Alfredo die 600 Lire zur Einlösung des Wechsels noch nicht beisammen und bat um Prolongation, die ihm von dem rücksichtslosen typischen Strozzino Attanasio nicht bewilligt wurde. Im Gegenteil, der Wucherer wußte den Kavalier so einzuschüchtern, daß dieser seine Stiefmutter fußfällig bat, ihn zu retten, da sein Leben bedroht sei. Die Dame bekam es nun auch mit der Angst, und da sie so viel bares Geld nicht im Hause hatte, übergab sie dem Neffen ein kursfähiges Rentenpapier in Höhe von 1000 Lire. Alfredo bat nun den „häßlichen Bisagio", das Wertpapier zu versetzen, was dieser gründlicher zur Ausführung brachte, indem er das Papier einschließlich des Zinsenkupons für 1050 Lire verkaufte. Von diesem Gelde erhielt der Kavalier 600 Lire und — das Wertpapier war dauernd verschwunden.

Nachdem die Spitzbubengesellschaft dem „guten Jungen" noch manchen Tausender abgeknöpft hatte, wurde Alfredo mißtrauisch, und es hatte den Anschein, als ob der goldene Vogel nunmehr den Schlingen der Kamorra entschlüpfen könnte. Jetzt wurde der letzte, aber immer sichere Trumpf ausgespielt: das Weib, das kamorristische Weib in seiner ganzen heuchlerischen und gleißenden Bestialität trat auf den Kampfplatz.

Zunächst erzählte „man“ Alfredo von einem bestrickenden Weibe, einer außergewöhnlichen Erscheinung, der „man“ irgendwo begegnet sei. Fast täglich, nebenbei natürlich, wiederholte sich der gleiche Refrain, und es wurde so viel Wunderbares von der Schönheit und der Grazie jenes Mädchens berichtet, daß den Kavalier die Sehnsucht packte, die Venus von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Die „treuen“ Freunde, die raffiniert die Sinnlichkeit des jungen Mannes bis zur Siedehitze erwärmten, zögerten denn auch nicht lange, den Wunsch des Kavaliers zu befriedigen und ihm Gelegenheit zu geben, die in den glühendsten Farben geschilderte Schönheit kennen zu lernen.

Zu diesem Zwecke verbanden sich die bisher auf der Bildfläche erschienenen Kamorristen mit zwei weiteren Kollegen, den Brüdern Francesco und Giacomo Gentazzo, genannt „die Brunnenmeister“. Einer von diesen hatte eine bildschöne Geliebte namens Anna Fedele, mit dem Spitznamen „Nanninella von den Fröhlichen“, die zu der Rolle einer Verführerin sich vorzüglich eignete und ihre Aufgabe auch glänzend löste. Nanniella wußte den empfänglichen Jüngling Alfredo so zu umgarnen, daß dieser sich bis über die Ohren in das Kamorramädchen verliebte, seine Tante und Stiefmutter verließ und es vorzog, mit der Geliebten zusammen zu wohnen.

Der Zweck war erreicht. Die Liebe des Kavaliers wurde das Gängelbändchen in den Händen seiner Ausbeuter, und das Mädchen, von den „Brunnen-

meistern" und dem „häßlichen Bisagio" vortrefflich dressiert, spielte so geschickt die Rolle der „verliebten Dame", daß Alfredo, von wahnsinniger Eifersucht gepackt, auf den Rat seiner „Freunde", um das Mädchen den Nachstellungen anderer verliebter Männer zu entziehen, den Entschluß faßte, mit seiner Holden nach Kairo zu reisen. Da die „Schönheit" weder genügend Kleider noch Wäsche besaß, mußte der gute Junge eine „standesgemäße" vollständige Ausstattung beschaffen, zu der auch Juwelen von beträchtlichem Werte gehörten.

Der Tag der Abreise wurde festgesetzt. Am Abend vorher übersiedelte Alfredo mit seiner „Braut" und der kostbaren Ausstattung in ein Hotel in der Nähe des Bahnhofs. Eine „Dame", die nicht ermittelt werden konnte, schloß sich im Hotel dem Pärchen an unter der Vorgabe, auch nach Ägypten reisen zu wollen.

Am nächsten Morgen — am Tage der Abreise — waren Nanninella, die fremde Dame und natürlich auch die gesamte Ausstattung und die Juwelen verschwunden. Alfredo war trostlos; er versuchte, seine Geliebte und deren angebliche Brüder, die „Brunnenmeister", zu ermitteln, konnte aber keine Spur von ihnen entdecken. In dieser seelischen Verstimmung begegnete er, wie zufällig, dem Milone und klagte ihm sein Leid. Der Gauner versprach, den Flüchtigen auf die Spur zu kommen, was ohne Geld natürlich unausführbar sei, und Alfredo zahlte ohne Zaudern.

Selbstverständlich gehörten das Verschwinden des Mädchens und die von Milone angestellten „Recherchen“ zu dem schon vorher festgesetzten Programm, desgleichen war es selbstverständlich, daß Milone, als guter Kamorrist, eine so verantwortungsvolle und wichtige Detektivarbeit nicht allein ausführen konnte, weshalb eine ganze Legion von Kamorristen aufgeboten wurde.

Es erschienen noch auf dem Schauplatz der Pfadfinder: Giuseppe Ricci, Ernesto Arena, Don Luigi, „der Budiker“, Eugenio Cliento, „der Baron“, Luigi Patrizi, „der Tischler“, Umberto Allfuoco, „der Feuerteufel“, Vincenzo Botta, Nicola Bracco, Roberto Flammero und andere, die alle versprachen, wie eine Meute dem fliehenden Wilde zu folgen, und — der Kavalier zahlte und zahlte und akzeptierte Wechsel zu vielen Hunderten von Lire.

Endlich ließen sich die „Brüder“ Cortazzo von selbst blicken und erzählten dem Kavalier, daß Nanninella ihn voller Sehnsucht am Vomero erwarte. Alfredo hatte nichts Eiligeres zu tun, als sich in Begleitung eines gewissen Formicola, der „Rotfuchs“ genannt, und des Milone zu Wagen, geführt von dem berüchtigten Ingenito mit dem Spitznamen „Ballonkarl“, dorthin auf den Weg zu begeben.

Am Vomero traf der Liebeglühende keine Nanninella, statt deren aber die Cortazzo, die dem Kavalier unter den üblichen Drohungen und einigen wohlgezielten Püffen 100 Lire in bar und einen Wechsel über 1000 Lire abpreßten. Dieselben „Brunnen-

meister" hatten die Nanninella mit Gewalt entführt und nach Wegnahme der kostbaren Aussteuer eingesperrt. Um das Spiel wieder von neuem zu beginnen, offenbarte man dem schmachtenden Jüngling schließlich den Aufenthalt des Mädchens, das sich angeblich bei seiner Mutter in einem Hause der Via Specanzella befand. Alfredo eilte auf Flügeln der Liebe zu seiner Holden und wurde von dieser mit allen äußeren Anzeichen einer liebesdurstigen Maid in die weichen Arme geschlossen und an das fiebernde Herz gedrückt. —

Daß die Geliebte unter Seufzern und Tränen mit dem Aufgebot ihrer ganzen Beredtsamkeit — und welche Neapolitanerin ist nicht im Besitze eines Plappermäulchens?! — ihre Unschuld beteuerte und Milone und die Cortazzo als Entführer und Diebe bezeichnete, bedarf keiner weiteren Erwähnung, ebenso auch nicht die Tatsache von der glücklich erfolgten Aussöhnung des Pärchens.

Alfredo verlangte nun von Milone die gestohlene Aussteuer. Der Gauner versprach auch, alles herauszugeben — gegen ein Akzept in Höhe von 2000 Lire. Der Kavalier gab den Wechsel, erhielt aber nur einen kleinen Teil von den geraubten Sachen zurück.

Um mit seinem Schatz einen zweiten Honigmond zu verleben, zog sich das Pärchen nach Antignano, in die Nähe des Vomero zurück. Es dauerte auch nicht lange, da stellte sich Milone wieder ein und nistete sich im Hause Alfredos fest unter der Vorgabe, den Kavalier gegen die Kamorristen schützen zu müssen.

Dieses Idyll fand aber bald ein jähes Ende. Milone hatte mit dem Sohne des Portiers einen Streit angefangen und den Jungen durch Messerstiche verletzt, wodurch das Pärchen zur Vermeidung polizeilicher Vernehmungen gezwungen war, mit Milone zusammen die Flucht zu ergreifen.

Die von Alfredo akzeptierten Wechsel kamen jetzt in erdrückender Anzahl an die „Oberfläche“. Der bedauernswerte Kavalier zahlte und zahlte, ließ prolongieren und akzeptierte von neuem, bis er, ausgepreßt wie eine Zitrone, das Hasenpanier ergriff und sein Heil nur noch in schleuniger Flucht suchte. Die Kamorristen durchschauten den Plan, sie übergaben die sämtlichen Wechsel ihrem Führer „Erricone“, der dem zitternden Alfredo entgegentrat und ihn aufforderte, gegen Hergabe der Wechsel die vom Vater geerbten Güter auf seinen, „Errícones“, Namen zu übertragen. Der Kavalier versprach alles und — verschwand ohne Nanninella.

„Erricone“ ermittelte nun, daß Alfredo sich bei einem Onkel versteckt hielt. Schnell ließ er das Haus überwachen und beauftragte Don Luigi, den „Budiker“, dem Kavalier aufzulauern und ihn an einen näher bezeichneten Ort zu schleppen, wo er mit Gewalt gezwungen werden sollte, „die Überschreibung“ zu unterzeichnen. Alfredo erkannte an den verdächtigen Gestalten vor dem Hause seines Onkels den Plan seiner Ausbeuter, nur mit knapper Not gelang es ihm, eines Nachts um 3 Uhr zu entfliehen und sich in Benevent niederzulassen.

Kaum war der Goldfasan aus der Schußweite, da verlegten die Gauner den Schauplatz ihrer Erpressungen an einen andern Ort und bedrängten die Tante und den Bruder des Entflohenen, Gustavo. Fast täglich erschien „Erricone", begleitet von einer Anzahl seiner „Mannschaften", im Hause der Tante; sie belästigten und terrorisierten die Dame und verließen die Wohnung nie, ohne einige Möbelstücke zerschlagen zu haben. In dieser Bedrängnis entfloh auch die Tante und Stiefmutter Alfredos und übersiedelte nach Casapuella, wo sie auch ferner von Kamorristen verfolgt und in der unflätigsten Weise belästigt, ja geprügelt wurde, allen voran der „Freund" Milone, der sich nicht scheute, die Stiefmutter seines „ehemaligen Freundes" am Arm zu packen und wutschnaubend wie einen Strohsack durchzurütteln.

Sicher wären Alfredo, dessen Tante und Stiefmutter und vielleicht noch andere Familienmitglieder plötzlich ermordet worden, denn die Kamorra verzichtet nie auf einen Teil ihrer Beute, wenn nicht die Karabinieri, von unbeteiligter Seite auf das freche Treiben der Bande aufmerksam gemacht, eingegriffen und eine Anzahl der Hauptbeteiligten, unter ihnen Nanninella, verhaftet hätten. Alle Beschuldigten oder Helfershelfer zu fassen, war unmöglich, denn das lichtscheue Gesindel war in alle Himmelsrichtungen entflohen.

Ob die Verhafteten unter Anklage gestellt wurden oder welche Strafe ihnen auferlegt wurde, ist nicht bekannt geworden. Wie schon erwähnt, ist es

immer schwierig gewesen, Kamorraprozesse zu führen, und es ist nicht ausgeschlossen, daß auch dieser Prozeß im Sande verlief.

Der gute Alfredo konnte von Glück sagen, er hatte nur alles in allem etwas über 40 000 Lire eingebüßt, denn die beschlagnahmten Wechsel wurden für nichtig erklärt. — — —

Ein Kommentar zu dieser Diebesgeschichte ist überflüssig, und doch wird der Nichtkenner kamorristischer Erde sich selbst einige sehr berechtigte Fragen vorlegen, die hier sofort beantwortet werden sollen.

Zunächst wird man fragen: Wie ist es möglich, daß ein junger Mann aus gutem Hause sich eine gewisse Zeit hindurch mit Individuen abgeben konnte, die das Verbrechermal auf der Stirne tragen mußten, und wie ist es ferner möglich, daß einem Betrug immer wieder ein anderer folgen konnte, ohne daß der Betrogene erkannte, wessen er sich in Zukunft von seinen „Freunden" zu gewärtigen hätte? Und schließlich, weshalb ist die Geschichte nicht schon früher zu Ende gewesen?

Antwort: Der Kamorrist ist äußerlich ein Gentleman von tadellosen Manieren, nur die unteren, ausführenden Organe gehören zum Gesindel. Solche Gentlemen, die dem Typus des Hochstaplers gleichen, können auch anderswo und intelligentere Menschen als Alfredo G. „hineinlegen", wie täglich aus den Tageszeitungen zu entnehmen ist. Nur der eine Unterschied zwischen Betrügern des Alltagslebens und der Kamorra, womit alle übrigen Fragen beantwortet

werden, ist, dank der glänzenden Organisation, in der gefährlichen Form der dem Betruge folgenden Erpressung zu suchen. Der einmal gefangene Gimpel kann nicht zurück; wie die Fliege im Netz der Spinne bis zum letzten Blutstropfen festgehalten wird, so klammern sich die Kamorristen unter dem ständigen Ruf: „Geld oder Leben!“, „geduldiges Lämmchen oder Messerstich!“ an ihr Opfer an und geben es erst frei, wenn tatsächlich kein Heller mehr herauszuholen ist; aber auch dann noch, aus Furcht vor Entdeckung, kann das so ausgeplünderte Opfer ins Jenseits befördert werden, wenn nicht besondere Ereignisse, wie im vorliegenden Falle, Flucht und Rettung ermöglichen.

Gefängnisse und Verbannung.

Neapel und Umgebung ist so reich an Gefängnissen von kolossalen Dimensionen, wie keine andere Stadt der Welt, und wenn die zahllosen Zellen auch stets von Angehörigen der Malavita „belegt" sind und trotzdem keine Verminderung des neapolitanischen Verbrechertums zu beobachten ist, so wird hierdurch eben die Erfahrung bestätigt, daß das Gefängnisleben verbrecherische Neigungen nicht zu beseitigen vermag. Die Gefängnisse Neapels sind naturgemäß die Gefängnisse der Kamorra, und es ist ebenso selbstverständlich, daß die Eigentümlichkeiten der Kamorra, vor allen Dingen deren organisatorische Kraft, hinter Kerkermauern ungeschwächt fortleben.

Die disziplinarischen Vorschriften in den neapolitanischen Gefängnissen entsprechen den Einrichtungen in allen anderen Strafanstalten; dennoch hat sich neben der Anstaltsdisziplin auch die Kamorradisziplin behauptet, und diese „Nebenregierung" muß früher so stark gewesen sein, daß man die Kamorristen überhaupt nicht zu Gefängnis, sondern zum Zwangswohnsitz (Verbannung) verurteilte. Seitdem auch die Verbannungsinseln überfüllt sind und die Kamorra selbst im Exil an Gemeingefährlichkeit

zugenommen hat, plant das italienische Parlament eine Aufhebung der Verbannungsgesetze, und es sind in den letzten Jahren wieder viele Kamorristen zu Gefängnisstrafen verurteilt worden, die sie in den Gefängnissen Neapels und Umgebung verbüßen. Die Untersuchungsgefangenen, deren Zahl stets eine außerordentlich große ist — während der Ermittelungen im Cuocoloprozeß befanden sich ständig über 1500 Personen in Haft —, führen auch im Gefängnis ein ganz annehmbares Leben; sie sitzen mit anderen „Kollegen" zusammen in einer Zelle, können sich selbst beköstigen und vergnügen sich nach ihrer Art. Diese Untersuchungsgefangenen mögen denn auch die Verbindung zwischen der Außenwelt und den Sträflingen aufrecht erhalten und dafür sorgen, daß die Kamorra auch im Gefängnis nicht ausstirbt.

Wenn im Gefängnis „Picciotti" und Kamorristen beisammen sind, müssen die ersteren letztere bedienen, den „Obolus" von den noch nicht „Eingestellten" herbeischaffen und unversehrt an die „Oberen" abführen. Sind „Picciotti" in genügender Anzahl vorhanden, dann wird ein Turnus eingeführt, wonach ein „Picciotto" nur immer an einem Tage „Dienst tut", den Kamorristen die Betten macht, sie bedient und, wie schon erwähnt, die „Kamorrarechte" eintreibt und an die „Berechtigten" abführt. Diese „Rechte" kommen von außen her, sie werden vom Containolo (Rechnungsführer) jeden Sonnabend in einer Abrechnung festgelegt, wobei für jede „Beleg=

schaft" im Gefängnis eine bestimmte Quote zur Verteilung gelangt, die man Tangente nennt. (Sogar die Mathematik muß herhalten!) Kamorristen von gleichem Range erhalten gleiche Teile, Kamorraobersten oder Abteilungsführer zwei Teile und der „Chef" (Capo suggietá) drei Teile. Die Picciotti bekommen von kamorrawegen nichts, ihre Vorgesetzten aber beschenken sie regelmäßig in Anerkennung der mit peinlichster Gewissenhaftigkeit geleisteten Dienste.

Diese Geldeinnahmen im Gefängnis müssen keine geringen sein, denn viele der Inhaftierten kehren mit beträchtlichen Ersparnissen zu ihren Familien zurück. Diesen Familien steht auch noch der Teil des „Sbruffo" an besonderen Geschäften zu, dessen ihre Männer teilhaftig geworden wären, wenn sie sich in Freiheit befänden. Es ist eine Art Apanage oder Pension, die die Mütter und Kinder der Sträflinge an jedem Sonnabend vom Containolo in Empfang nehmen.

Die Inhaftierten sind also von der Außenwelt nicht abgeschnitten; das einzige, was man ihnen nehmen konnte, ist die Freiheit, aber nur die physische. Dem geistigen Verkehr, dem Gedankenaustausch zwischen den Gefangenen selbst ist auch zwischen den Gefängnismauern keine Grenze gezogen, denn eine Art Telegraphie ohne Draht vermittelt die gegenseitigen Kundgebungen der gefangenen Kamorristen. Diese „Telegraphie" bedient sich verschiedener Systeme, die, dem kamorristischen Jargon entsprechend, dem Uneingeweihten nicht verständlich sind. Da gibt

es zunächst die „Klopftöne“, die sich gespenstisch von Mauer zu Mauer, von Wand zu Wand fortpflanzen, bis sie zu der Zelle gelangen, für deren Bewohner sie bestimmt waren. Oft mischen sich in ein solches „Klopftelegramm“ Gegenkundgebungen ein, kreuzen sich dann wieder mit anderen Klopftelegrammen, und es entsteht ein so wüstes Klopfgetöse, daß es für Augenblicke den Anschein hat, als ob Millionen von Bohrwürmern an den Mauern nagen, um sie zu Fall zu bringen. Hieran reihen sich: „Bewegungstelegraphie“, d. h. durch Stellungen der Arme und Hände erzeugte kamorristische Hieroglyphen, ferner Pfiffe in verschiedenen Tonarten und Abständen, Schwenken von Tüchern (Fernsignale) und noch viele andere geheime Verständigungsmittel mehr, von denen man außerhalb der Kamorra nicht einmal eine blasse Ahnung ihrer Wesensart hat. — — —

In letzter Zeit hat sich das Gerücht verbreitet, daß die Insassen des Sant' Efremo-Gefängnisses von Freunden und Verwandten „Besuch“ bekämen, die von den flachen Dächern der dem Gefängnishof benachbarten Häuser hineinsehen und sich mit den Gefangenen verständigen könnten. Tatsächlich hat man im Gäßchen San Raffaele zwei Häuser entdeckt, von deren Terrassen aus sich eine bequeme Verbindung mit den Inhaftierten anbahnen ließe. Die Grundstücke gehören einer Nonnenkongregation, der sogenannten Immacolatella. Nur die erste Etage ist an profane Parteien vermietet, bis zur Terrasse hinauf kann also ein Eindringling nur mit Erlaubnis der Oberin gelangen,

die auf Befragen der Behörde in Abrede stellte, fremde Personen eingelassen zu haben.

Es steht aber unzweifelhaft fest, daß auf den Dächern des kleinen Klosters Gruppen von Männern und Frauen allerlei „lebende Bilder" gestellt haben, die vom Gefängnishofe her lebhaft „applaudiert" und erwidert wurden. In der Kamorra weiß man, daß zwei „Nonnen" mit schweren Bündeln das Kloster ungehindert passierten und sich so lange auf den Terrassen aufhielten, als sie nur mochten. Ob die Oberin von dem Kommen und Gehen der verkleideten Kamorrafrauen etwas gewußt hat oder selbst überrumpelt wurde, läßt sich nicht sagen, jedenfalls aber mag man der alten Dame glauben, daß sie keine Ahnung von dem hatte, was auf den Terrassen vorging.

Die Kamorristen, die nach Sant' Efremo zum Besuch ihrer Freunde und Verwandten aufbrachen, hatten nicht nötig, sich indiskreten Beobachtungen auszusetzen, sie benutzten vielmehr einen für Diebe nicht ganz ungewöhnlichen Weg, nämlich über die Dächer, und da man unter Dächer in Neapel nur flache Terrassen versteht, war dieser Spaziergang nicht mit Gefahren verknüpft. — — —

Inzwischen hatten die beiden „Nonnen" ihre Bündel entleert, die grellfarbene, weit sichtbare Kleidungsstücke enthielten, und nach einer schnellen Toilette konnten die verschiedenen Gruppen auf den Dächern die „Pantomime steigen lassen". — — —

Als die immer schneidige Truppe der Karabinieri von dem angeblichen Signaltheater auf den Terrassen hörte, beschloß sie, die Gefangenen zu täuschen und so zu ermitteln, ob die „Gerüchte“ auf Wahrheit beruhten. Eine Gruppe als Weiber und Strolche verkleideter Karabinieri begab sich an einem Nachmittag in das San Raffaele-Gäßchen, legitimierte sich den Nonnen und stieg zu den Terrassen hinauf. Hier oben gaben sich die „Signalfälscher“ die erdenklichste Mühe, die Inhaftierten zu reizen. Alle Pfiffe, Gliederverrenkungen und andere Mittel, sich bemerkbar zu machen, blieben erfolglos. Der Gefängnishof glich an Stille einer verlassenen Ruine, kein Gesicht zeigte sich an den vergitterten Fenstern, keine Stimme war zu hören — das Täuschungswerk der Karabinieri mißlang, wie das Debut einer schlecht vorbereiteten Schauspielerin. —

Die gefangenen Kamorristen, die ihre eigene Sprache sprechen und eigene Bewegungen haben, mußten natürlich sofort erkennen, daß die „Theatergesellschaft“ auf den Terrassen nicht zu ihnen gehörte, denn die Karabinieri hatten es nicht verstanden, in die — Mysterien der Kamorra einzudringen.

Die Gefängnismauern aber mögen wohl im Anblick der signalisierenden Gendarmen von der Wucht und Zahl der Klopftöne erzittert sein, deren jeder einzelne hohnlachend die Ohnmacht der Polizei gegen die gewaltige Kamorra-Organisation bekundete.

Im Laufe der Jahrhunderte sind die verschiedensten Mittel angewendet worden, um sich der Ka-

morra zu entledigen oder deren gefährliche Auswüchse abzuschwächen und ein Überwuchern der giftigen Schlingpflanze zu unterdrücken. (Mit Ausnahme jener Zeit der Bourbonenherrschaft, als die Kamorra zu politischen Zwecken benutzt wurde.)

Zu diesen Abwehrmitteln neuester Zeit gehört der „Zwangswohnsitz" (Domicilio coatto). Was zur Kamorra gehörig in flagranti ertappt wurde, ob alt oder jung, brachte man kurzerhand nach einem summarischen Gerichtsverfahren zu den Inseln des Domicilio coatto, wo die zum Zwangswohnsitz Verurteilten ihrem Schicksal überlassen blieben. Die Rückkehr in die Heimat ist verboten, Fluchtversuche ziehen die Strafe der Einkerkerung auf der Verbanninsel nach sich, und die Aufseher sind berechtigt, flüchtige Verbrecher sofort niederzuschießen.

Wider Erwarten hat das Verbannungssystem als Abschreckungs- und Strafmittel völlig versagt. Die Inselbewohner blieben im Verkehr mit den Genossen der Heimat, und so konnte sich nicht nur die alte Tradition fortpflanzen, sondern die abgefeimten Verbrecher des Domicilio coatto wurden zu Lehrmeistern, die Inseln zu Verbrecherakademien.

Jetzt, nachdem man erkannt hat, daß die blühenden Inseln an der ewig grünen Küste Siziliens und im blauen Golf von Neapel als Verbannungsinseln dem Staate ein Riesenvermögen gekostet, ohne die Macht der Kamorra zu brechen, und ferner die große Zahl der Verbannten auf den Inseln eine ständige interne Gefahr bedeutet, geht das Parlament mit dem

Plane um, durch eine Gesetzesänderung den „Zwangswohnsitz“, weil unmenschlich und zwecklos, aufzuheben. Hierüber mögen noch einige Jahre vergehen, was aber später mit dem großen Herr der durchtriebenen und gefährlichen Exverbannten geschehen soll, scheint den humanen italienischen Deputierten noch keine Sorge zu machen. — — —

Eines dieser Inselchen, Ustica, liegt wenige Knoten von Palermo entfernt und ist so oft von heftigen Erdstößen durchrüttelt worden, daß man glaubte, es werde eines Tages, geborsten und in sich zerfallen, vom Strudel des Meeres verschlungen werden. Aber Ustica widerstand den Gewalten der Elemente und genießt nach wie vor das zweifelhafte Vorrecht, vierhundert Verbannte zu beherbergen.

Die Insel, ein massiger, nackter Fels, ragt wie ein unbehauener brauner Marmorklotz aus dem Meere hervor und macht trotz der sonnigen Atmosphäre einen düsteren und unwirtlichen Eindruck. In langer Reihe erheben sich die leuchtend weiß getünchten niedrigen, engen und fensterlosen „Kasernen“, in deren dunklen und schmutzigen Räumen die Verbannten die Nächte verbringen.

An der Mole stehen in Lumpen gehüllte, verwahrloste Gestalten, die, unter sich hadernd, etwaige Ankömmlinge oder Transportbarken erwarten, um einige Pfennige zu verdienen: Verbannte. Je mehr man sich den Kasernen nähert, desto zahlreicher und dichter gedrängt wird die Schar der Geächteten; zerlumpt, schmutzig und barfüßig schleichen gebückte,

vertrocknete Alte, robuste Männer, bartlose Jünglinge und Knaben, wie eine Herde von Raubtieren, mit lauernden Blicken und verdächtigen Mienen an dem Besucher vorüber.

Mit der Pfeife oder dem „Stummel" im Munde, drücken sie sich in den Straßenwinkeln umher, kauern auf den Bürgersteigen und verbringen müßig den Tag, oft ein ekelerregendes Schauspiel von Trunkenheit, Unsittlichkeit und Verrohung bietend. Die örtliche Bevölkerung, die, wie man annahm, auf die Verbannten einen heilsamen Einfluß ausüben sollte, ist nicht sichtbar, sie ist in der ständigen Berührung mit den Relegierten offenbar von der Strafkolonie absorbiert worden.

Nicht selten verlangt ein Coatto nach Arbeit, wenn ihn in einem Augenblick der Zerknirschung die Sehnsucht packt, zum bürgerlichen Leben zurückzukehren. Dann schickt man ihn in die Campagna als Hirt oder Erdarbeiter. Die von Gewissensqualen erzeugte Reue ist jedoch von kurzer Dauer, denn bald überfällt den arbeitenden Verbannten eine Art Heimweh nach Müßiggang, Spiel und Lastern, sie legen die Arbeit plötzlich nieder, treiben sich ziellos und unbeaufsichtigt in der Campagna umher und begehen Überfälle, Diebstähle, Unzuchtsattentate und Fluchtversuche. Merkwürdig! Zur Arbeit untauglich, weil schlaff und entnervt, werden diese Menschen energisch und mutig, wenn es sich um Verbrechen handelt. — — —

Gegen 10 Uhr vormittags versammelt sich die zerschlissene, verkommene und johlende Schar vor dem Direktionsbüro, um das tägliche Douceur, im Dialekt der Verbannten „Mazzetta“ (etwa: das Häufchen) genannt, das die Regierung ihnen als eine Art Sold bewilligt, in Empfang zu nehmen, einen Betrag von 50 oder 60 Centesimi, je nach den Lebensbedingungen auf den Inseln.

Die gemeine und freche Kamorra macht aber auch hier vor dem jämmerlichen Elend nicht Halt, denn die Stärkeren und Verwegeneren nehmen den Schwachen noch die Hälfte der „Apanage“ weg, andere wiederum treiben den schimpflichsten Wucher, leihen gegen 50 bis 70 Prozent Zinsen kleinere Beträge und nehmen Kleidungsstücke, Schuhe und andere nur erdenklichen Objekte zum Pfande. In dieser „Löhnungsstunde“ offenbart sich die Psychologie des Domizilio Coatto, wenn man so sagen darf, in frappanter, dramatischer Art, stumm, aber mit bezwingender Beredsamkeit: ein buntes, zerrissenes und trostloses Bild des Jammers neben der gemeinsten, brutalsten Frechheit und bestialischen Verkommenheit. Ohne Übertreibung kann man getrost behaupten, daß auf dem ganzen Erdenrund, von den Papuas bis zu den Tungusen, also innerhalb der tiefsten menschlichen Kulturstufe, nicht so viel unmenschliche Gewissenlosigkeit, nicht so viel tierische Instinkte aufgespeichert sind, als auf diesen kleinen Inselchen des Domicilio Coatto.

Neben dem paralytischen Alten ohne Zahn im Munde, neben den Burschen und Knaben ohne Hemd,

die alle die äußeren Merkmale pathologischer Entartung an sich tragen, steht frech und fein gestriegelt der Kamorrakapitalist im Strandanzug und in weißleinenen Schuhen, der Strozzino und Vampyr, der auch hier noch kaltlächelnd seinem schon dem Blödsinn halb verfallenen Opfer in wilder Habgier den letzten Fetzen vom Leibe reißt.

Ähnlich wie in Neapel und Umgebung kann auch hier das Opfer des Strozzinaggio sich nie von seinem Peiniger losmachen und die Ursachen, die zu dieser Art von Leibeigenschaft führen, sind auch hier die nämlichen.

Tagsüber in den Kneipen, mit einem vom Müßiggang geschürten Hunger und dem ewig quälenden Durst des Gewohnheitssäufers, oder abends bis in die späte Nachtstunde hinein beim Spiel mit schwankendem Glück, ist der Coatto gezwungen, die Hilfe des Wucherers in Anspruch zu nehmen und Schulden zu machen. So borgt er sich in der Bedrängnis eine einzige Lira (achtzig Pfennig), mit dem Versprechen der „Pulizzatura", d. h. für jeden Tag der verabsäumten Rückzahlung einen Soldo, fünf Centesimi, an den Darlehnsgeber zu zahlen. Am vierten Tage beträgt die „Pulizzatura" bei einem Gesamtdarlehn von vier Lire schon 20 Centesimi, bei einer Schuldenlast von 10 Lire geht dem Coatto dann seine „Mazzetta" gänzlich verloren, da der Wucherer nunmehr täglich 50 Centesimi für „Pulizzatura" in Anspruch nimmt. Jetzt steht der Coatto dem Nichts gegenüber, die einzige Tageseinnahme ist dahin, und wenn er nicht

Hungers sterben will, bleibt ihm nur noch eine finanzielle Transaktion übrig, die ihm durch einen anderen „Kapitalisten“ ermöglicht wird. Dieser leiht seinem Opfer, sagen wir, 12 Lire, um den ersten Wucherer zu befriedigen, der Coatto geht aber dem zweiten Strozzino gegenüber die Verpflichtung ein, außer der „Pulizzatura“ 15 Lire zurückzuzahlen, so daß sich immer dieselbe Folter, nur in verstärkter Form, wiederholt und stets dieselbe Aussicht: entweder zahlen — oder Messerstich.

Mit dem Verpfänden der letzten Bekleidungsstücke und dem Verkaufen der letzten Habseligkeiten ist der Leidensweg noch nicht zu Ende. Immer mehr in die Enge getrieben, zahlungsunfähig — ohne Geld und Lebensmittel — vergreift sich der Coatto an fremdem Eigentum, er wird wieder zum Diebe — und vom Zwangswohnsitz kehrt er zum Gefängnis zurück. —

Seine Peiniger stolzieren inzwischen, ganz wie auf der Via Roma in Neapel, am Strande umher, sonnen sich in ihren lichten Kleidern und schauen hohnlächelnd dem gefesselten Spitzbuben nach, den eine zerbrechliche Barke, auf wilden Meereswogen schlingernd und tänzelnd, zum Festlande führt. — —

Nach Sonnenuntergang suchen die Coatti ihre „Schlafräume“ auf, von denen 8 bis 10 in jeder „Kaserne“ vorhanden sind. Einigen dieser „menschlichen Wohnstätten“ fehlt Licht und Luft, andere machen den Eindruck zerfallener Remisen. Die Betten verdienen nicht einmal Rang und Namen eines Hunde-

lagers, verrostete, von Insekten beschmutzte, altersschwache Gestelle. Darauf ein Sack, aus dessen weitklaffenden Wunden Strohüberreste die Flucht ergreifen. Die „Bettdecke", vom Pinsel der Zeit mit undefinierbaren Farben getönt, kommt mit Wasser und Seife nie in Berührung, Laken und Kopfkissen sind hier auch nur dem Namen nach bekannt.

Nachdem die unheimlichen, fast immer betrunkenen Gesellen, johlend, fluchend, zankend, im Gedränge sich stoßend und schlagend, wie eine wilde und räudige Hammelherde, die Tore dieser Menschenställe passiert haben, werden die „Kasernen" geschlossen.

Still und regungslos liegen die Eingesperrten, bis der letzte Schritt der Wächter verhallt ist, dann werden die „Schlafstätten" zum Schauplatz wüstester Szenen. Der Fußboden dient als Spieltisch, und die bewaffnete Kamorra und Maffia schwingen sich zu Herren der Kasernen auf und beherrschen die Mehrzahl der armen Verbannten. Oft kommt es zu heftigen Kämpfen unter Benutzung der eisernen Bettklammern. Aber auch an anderen mörderischen und hinterlistigen Waffen fehlt es nicht, Messer und Dolche werden in Mauerspalten versteckt oder im Sande am Meeresufer vergraben. In allen Winkeln der Insel, im Fußboden der „Zimmer" und anderen unzähligen Verstecken sind Waffenniederlagen eigener Art: Glasscherben, Blechstücke, in Holz eingeschlagene lange Nägel, angespitzte Stäbe, Griffe von Kasserollen und sonstigen Kochgeschirren, die mit einer unglaublichen

Geduld heimlich auf harten Steinen zu Dolchen gespitzt und geschärft worden sind und schließlich Holzäste und spitze Steine. Im Augenblick eines allgemeinen Kampfes ist alles blitzschnell bewaffnet und das Blut fließt in Strömen. — — —

Nicht weit von Ustica, etwa 50 Kilometer von der sizilianischen Küste entfernt, liegt

Lampedusa,

eine andere Verbannteninsel, flach, kahl und öde, ohne Vegetation, von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten (ohne Telegraph), nur einmal in der Woche durch einen kleinen Dampfer mit dem Festland verbunden. Sieben oder acht große und schmucklose Gebäude wurden hier von den Bourbonen zur Aufnahme der Kolonisten errichtet. Und diese Häuser bilden auch heute noch das bewohnte Zentrum der Insel, nur mit dem Unterschiede, daß die damaligen Kolonisatoren verschwunden sind und den Verbannten Platz gemacht haben. Die übrige Bevölkerung hat sich mit den Verhältnissen nach ihrer Art abgefunden, sie ekelt sich vor der Berührung mit den „moralisch Verpesteten", aber sie betrachtet die Relegierten doch als willkommene Ausbeutungsobjekte, als Arbeitssklaven, Vermittler betrügerischer Handelsgeschäfte, Wucherschlepper usw. und schließlich, wenn nutzbringend, scheut der Eingeborene auch nicht die Rolle eines Hehlers.

Innerlich in einer permanenten Anhäufung und Gärung aller Verbrecherneigungen, nach außen als

Bestie oder Sklave gewertet, fehlt den Verbannten auch hier der Boden zur Gesundung und nur die Kamorra, die in solcher Umgebung am besten gedeiht, entwickelt sich in dieser lastergeschwängerten Luft zu einer dämonischen Gewalt von beängstigender Ausdehnung, geschützt und unsichtbar durch einen fast mystischen Nimbus, dessen Schleier noch niemand zu lüften vermochte, und niemand wird je erfahren, wieviele Verbrechen hier erdacht und organisiert worden sind. — — —

Aber nicht die Kamorra allein ist die einzige Verbrechergesellschaft, die in den Kolonien der Verbannten blüht und wächst, es gibt hier noch andere „Genossenschaften", die wohl geringer an Mitgliedern, aber noch furchtbarer in ihrer Organisation und in ihren Zielen sind: Gruppen, die sich nach Bezirken und nach Tendenzen bilden. Es vereinigen sich die Blutdürstigen und Gewalttätigen, die Diebe und Fälscher und bei den unvermeidlichen Zusammenstößen schärfen sie gegenseitig ihre Waffen, verbessern ihre Methoden, und um zu widerstehen oder zu siegen, wird der Messerheld zum Diebe, der Dieb zum Mörder. Die Gesellschaft selbst, in welcher der Verbannte zu leben gezwungen ist, veranlaßt ihn, dem Triebe der Selbsterhaltung folgend, schlechter zu werden als die anderen.

Und die Teppisten, die Barabba, die Kamorristen, die Maffioten vereinigen sich wieder zu kleinen Gruppen, die den großen Gesellschaften in Rom, Turin, Neapel und Palermo gleichen, die aber in

ihrer Disziplin vollendeter, im Handeln entschiedener und energischer sind, weil sich ihre Tätigkeit nicht in einer bevölkerten Großstadt, nicht in der Berührung mit dem friedlichen und wehrlosen Bürger abspielt, sondern weil sie hier ebenbürtigen und furchtbaren „Helden“ gegenüberstehen. Charakteristisch für diese Formen von Verbindungen der Malavita sind gewisse eigenartige Gebräuche und Gewohnheiten, und der auf den „Inseln“ gepflegte geheime Verbrecherjargon in Schrift und Wort, von dem in den vorhergegangenen Abschnitten schon die Rede war.

Die „Dienstgrade“ sind auch hier dieselben, mit Ausnahme anderer Bezeichnungen, die ihren Ursprung in der Verschiedenartigkeit der sich hier begegnenden Typen haben, die von ihrer Heimat andere Ausdrücke und Dialektformen mitbrachten. Das Eintrittsgeld zur Kamorra, das in Neapel in einer Heldentat, in einem ausbaldowerten Einbruch oder dergleichen besteht, muß auf den Inseln in Realibus entrichtet werden: bare 25 Lire, 50 Zigarren und zwei seidene Taschentücher. Dann folgt das Rekrutenduell, dessen brutale Eigenart schon früher geschildert wurde, und eine feierliche Kneiperei beschließt natürlich den so wichtigen Aufnahmeakt.

Die Ankunft eines „Genossen“ von einer anderen Insel oder aus dem Gefängnis unterbricht das gleichförmige Leben der Verbannten und gibt immer Veranlassung zu einem Fest mit wüsten Orgien und geheimnisvollen Zeremonien, dem Gewaltakte und Verbrechen sich anschließen. Auch die Spieltangente

der Kamorra gelangt hier zur Anwendung. Wo immer man dem Spiele huldigt, ob auf der Straße, in der Kneipe oder nachts in den „Kasernen“, 20 vom Hundert gehört der Kamorra und wird ohne Widerspruch entrichtet. Selbstverständlich ist das Spiel selten ein ehrliches. Wenn Kamorristen mit den Mitgliedern anderer (schwächerer) „Verbindungen“ spielen, gewinnen nicht die Spieler, sondern die Kamorra, denn der durch Falschspiel während einer Nacht aufgebrachte Betrag wird von dem „Tagestambour“ in Empfang genommen und am nächsten Morgen gleichmäßig verteilt. — Die Opfer schweigen, aus Furcht vor Rache.

Der Kuriosität wegen sei noch die

„Fratellanza“ (Brüderschaft)

genannt, die einst neben der Kamorra und Maffia eine wichtige Stellung einnahm, heute aber dem Verfall entgegengeht. Die Fratellanza feierte ihre Triumphe in Sizilien, um Girgenti herum, und hatte einen politischen Ursprung. Vor ungefähr 20 Jahren spielten sich auf Sizilien heftige Kämpfe mit Aufständischen ab, zu denen sich allerlei lichtscheues Gesindel gesellte. Die gerichtliche Verurteilung der Rebellen, im Anschluß hieran, erweckte die Rachgier der mit Gewalt unterdrückten revoltierenden Elemente, und aus diesen heraus bildete sich die „Fratellanza“, deren Aufgabe es war, die Opfer der Justiz zu rächen. Zahllose Amtspersonen wurden in der Folge auf heimtückische Art von den Mitgliedern der rächenden Brüderschaft ermordet. Allmählich schwand der poli-

tische Zweck der Gesellschaft, so daß sie zu einem gemeinen Verbrecherbund herabsank. Ursprünglich auf den Inseln noch mächtig, wurde die Fratellanza nach und nach von der Kamorra und Maffia überholt, die Eigentümlichkeiten der Brüderschaft haben sich aber noch bis auf den heutigen Tag erhalten, und wenn ein neues Mitglied aufgenommen wird, so vollzieht sich dieser Akt in demselben Zeremoniell, wie vor 20 Jahren.

„Der Aufnahme wohnen drei Mitglieder bei. Das älteste von diesen nimmt ein Heiligenbild, das zum Zeugen des beschworenen Treueides angerufen wird. Dann entnimmt man dem Zeigefinger des Novizen vermittels einer Nadel einen Tropfen Blut, der auf das Bild geträufelt wird. Dies so präparierte Heiligenbild wird nunmehr auf der flachen Hand des neuen Mitgliedes verbrannt, und während der „Geweihte" die Asche langsam in alle Windrichtungen zerstreut, schwört er folgenden Eid:

> „Ich schwöre bei meiner Ehre, der Brüderschaft treu zu sein, wie die Brüderschaft treu zu mir ist. Wie man diesen Heiligen und die Tropfen meines Blutes verbrennt, so werde ich mein ganzes Blut für die Brüderschaft vergießen, und wie die Asche nicht zur ursprünglichen Form und das Blut nicht in meine Adern zurückkehren kann, so werde ich die Brüderschaft niemals verlassen."

Ein sehr geräuschvolles Gelage schließt sich dem Aufnahmeakt an. Dem Wein wird mehr als je zu-

gesprochen, und während die Gläser klingen, wiederholt sich ständig, wie ein monotoner Rundgesang der Trinkspruch der Fratellanza in dem ihr eigenen Dialekt:

„E duci lu vinu, ma assai cchiu duci è lu sangu de li cristiani“.

(Süß ist der Wein, aber süßer noch ist Christen-[Menschen]blut.)

Dies ist das Feldgeschrei der Brüderschaft, der Inhalt ihres Programms: Rache und Mord!

Don Ciro Vitozzi, der Priester-Verbrecher.

Wie schon erwähnt, stehen die Priester Neapels nicht im Geruche der Heiligkeit. Die schlimmste Kanaille aller Zeiten aber, die je die Kutte trug, ist unzweifelhaft Don Vitozzi, der Freund und Schlepper Erricones, der verkappteste und gemeinste Kamorra-Intrigant, den das Schicksal endlich ereilte, als er, unter dem Verdachte, an der Ermordung des Ehepaares Cuocolo indirekt beteiligt zu sein, verhaftet wurde. In der Voruntersuchung gegen diesen edlen Verkünder des göttlichen Wortes offenbarten sich die Charaktereigenschaften, Laster und Begierden dieses Teufels in Menschengestalt in so ekelerregenden, abschreckenden Formen, daß die Dantesche Hölle dagegen anmutet wie ein gelindes Nervenberuhigungsmittel.

Vitozzi ist das personifizierte Laster in höchster Potenz: Kamorrist, Betrüger, Mädchenschänder, Kuppler, Einbrecher, Erpresser, der gewissenloseste Heuchler und der feilste und feigste Bandit, der je auf kamorristischer Erde gewandelt.

Dieses Scheusal nahm nicht nur eine einflußreiche Stellung als Priester ein, sondern es fungierte auch amtlich als Vizedirektor des Friedhofs.

Als geistlicher Lehrer der Jugend und als Beichtvater vergiftete Vitozzi die Seelen und verpestete die Leiber seiner Schutzbefohlenen, denn kein Mädchen und keine Frau ist von diesem mit Geschlechtskrankheiten, wie ein venerisches Versuchskarnickel, behafteten Verbrecher verschont geblieben. Und was sich seinen Begierden erst preisgeben mußte, wurde dann gewissenlos zur weiteren Ausbeutung an die Kamorra abgeschoben. Eine ganze Legion minderjähriger Mädchen (unter 14 Jahren) ist erst von dem „Priester" vergewaltigt, dann von Kamorristen mißbraucht und schließlich als weiße Sklavin ins Bordell gesteckt worden.

Seine Beziehungen zur bürgerlichen Gesellschaft dienten Vitozzi zur Ermittlung von „Gelegenheiten". Der Mann im Priestergewande stand im „Aufklärungsdienst" der Kamorra, er war der verfeinerte Ausbaldowerer und zugleich Generalstabschef der kamorristischen Raubfeldzüge. Ihm, als Geistlichen, wurde manches, auch in der Beichte, offenbart, was profanen Ohren fremd geblieben wäre. Er nützte diese Geheimnisse je nach Umständen aus, teils zu Diebstählen, Raubanfällen und Bewucherungen, teils aber, was noch schlimmer ist, zu Erpressungen. Vitozzi selbst blieb stets im Hintergrunde; sein Freund Erricone, der Kamorrachef, holte sich die „Informationen" und sorgte dafür, daß die Soldaten der Kamorra den festgesetzten Plan schnell und sicher zur Ausführung brachten. Um nach außen hin keinen Verdacht zu erwecken, hatten Erricone und Vitozzi jede Gelegen-

heit zu einer öffentlichen Zusammenkunft vermieden. Der einzige Ort, wo sich die beiden Gauner trafen, war die Kirche, und hier — der Beichtstuhl, in dem Vitozzi dem knienden und andächtig lauschenden Erricone statt einer Bußpredigt einen Vortrag hielt über die in letzter Zeit gemachten Wahrnehmungen und ihm gleichzeitig Anweisungen gab, wie die einzelnen „Objekte" am schnellsten und ungefährlichsten zu behandeln sind. Selbst vor der Beraubung der Kirchen schreckte Vitozzi nicht zurück, so hat ein Einbruch in die Kirche, in der Vitozzi die Frühmesse las, erst jetzt seine Aufklärung gefunden, und ein tragikomisches Intermezzo, das sich hierbei ereignete, macht noch heute die Runde in ganz Neapel. Bei dem in Rede stehenden Einbruch hatten die Diebe schon alles ausgeräumt, was ihnen mitnehmenswert schien, aber die Türe zur Sakristei, die von dem Kirchendiener verschlossen wird und wo sich die silbernen Geräte befanden, trotzte den Anstrengungen der Diebe. Vitozzi, der zugegen war, denn in einer Stunde sollte er die Messe lesen, ging auf die Straße, um nach einem kräftigen Helfer auszuspähen. In diesem Augenblicke kamen zwei Schutzleute vorbei. Der Priester sprach die Beamten an und bat sie, behilflich zu sein, aus einem verschlossenen Zimmer Geräte herauszuholen, deren er zu seiner geistlichen Handlung bedürfe. Die Schutzleute folgten dem Priester bereitwilligst in die Kirche und halfen den dort sich abmühenden Kamorristen die Tür gewaltsam aufbrechen.

Von dem Erlös der Diebesbeute bekam Vitozzi

einen ansehnlichen „Sbruffo“, aber die ungeheuren Summen, die durch seine Finger gingen, verschwanden wie Butter in der heißen Pfanne. Der Priester warf mit dem Gelde umher, wie ein exotischer Prinz, doch den Armen und Kranken, deren er in „christlicher“ Liebe gedenken sollte, gab er nichts, das gestohlene und geraubte Geld wurde so vertan, wie es eines Vitozzi würdig ist. Voll der perversesten Triebe, unterhielt dieses tierische Phänomen eine Garde der niedrigsten weiblichen und männlichen Prostituierten, und die Macht des Geldes, die vielleicht nirgends so offensichtlich und fühlbar ist, wie in Neapel, verschaffte ihm, durch Bestechung und andere unlautere Mittel, alles das, wonach seine verworfenen und schändlichen Begierden lechzten. Der Reiz, in der Gesellschaft des Geldes wegen ein Allgewaltiger, in der Kamorra ein unsichtbarer Herrscher zu sein, mochte diesem pathologisch veranlagten Pfaffen wohl zum Verhängnis geworden sein.

Um des Mammons willen ließ er auch die Toten nicht in Ruhe. Als Vizedirektor des Friedhofs (der Direktor war ein hoher Geistlicher, der sich um nichts kümmerte) verschacherte er die Knochenreste und Skelette, öffnete die Gräber der Reichen und stahl den Leichen deren kostbare Gewänder und Geschmeide. Den Toten, die in der Kirche der Einsegnung harrten, schnitt er die Ringfinger ab und riß ihnen den Schmuck aus den Ohren, und wenn die Fama recht hat, soll er auch an jugendlichen weiblichen Leichen schändliche Verbrechen begangen haben.

Eine solche Bestie kennt kein menschliches Rühren, und die Geldgier des Vitozzi ging daher so weit, daß arme, alte Kirchenbesucher von ihm um ihre sauer ersparten Pfennige betrogen wurden, eine alte, arme Frau verlor auf diese Weise 230 Lire, die dem Pfaffen einen Pfennig, der Betrogenen ein Vermögen bedeuteten.

Alle Gemeinheiten aber überragt das heuchlerische Doppelspiel dieses geistlichen Verbrechers. Die Stellung, die er im öffentlichen Leben einnahm, nützte er nicht nur zum Erschleichen und Erkunden von „Gelegenheiten", sondern das priesterliche Gewand diente auch dazu, der Polizei falsche Fährten zu weisen, so daß die von ihm inspirierten Verbrechen stets ungesühnt blieben. In ganz besonders schwierigen Fällen bediente sich die Polizei sogar des Vitozzi als Geheimdetektiv, und jeder Kommissar brachte diesem Gauner und Erzschelm das größte Vertrauen entgegen. Wer hätte auch das geglaubt!! Schlank und knochig, mit einem gelblichen verrunzelten Gesicht und tief in den Höhlen liegenden, rot umrandeten, stechenden Augen, mit dem spärlichen, schon etwas ergrauten Haupthaar und den stets zusammengekniffenen schmalen und blutlosen Lippen, machte Vitozzi in seiner gebeugten Haltung und dem schleppenden Gang eher den Eindruck eines verschlossenen, asketischen Fanatikers als den eines Verbrechers.

Aber dieses Doppelspiel des Priesters hat zugleich seinen Untergang herbeigeführt.

Als das Ehepaar Cuocolo ermordet wurde, zerbrach sich die Polizei die gesamten Köpfe über Ursprung und Ausführung des Verbrechens, denn alle Ermittlungen verliefen in ein totes Gleis, und die zahlreichen Verhaftungen konnten nicht aufrecht erhalten werden.

Bei dieser Gelegenheit wandte man sich auch an Vitozzi, und der Priester lieh der Polizei gern seinen Rat und beschuldigte ohne Skrupel eine ganze Reihe von Personen, die direkt oder indirekt mit der Kamorra in Verbindung standen, unter ihnen auch einen gewissen Tommaso de Angelis, genannt: „die Franziska“.

Sämtliche auf diese Weise zur Anzeige Gebrachten wurden verhaftet und ins Gefängnis gesteckt. Hier erfuhr de Angelis, übrigens ein Verbrecher und Räuber schlimmster Sorte, daß er dem Priester Vitozzi seine Einsperrung zu verdanken hätte. De Angelis, der sonst überall dabei war, wo es „ein Ding zu drehen“ gab, hatte aber tatsächlich mit dem Cuocolomord nichts zu tun, er kannte jedoch den Priester in seiner ganzen verbrecherischen Gemeinheit, da er als Urning, wie der weibliche Spitzname zeigt, mit Vitozzi in Beziehungen gestanden hatte, und er drehte nun den Spieß um und beschuldigte den Priester der schändlichsten Verbrechen. Als die Polizei dieser Anzeige nachging, fand sie ein so enormes Material von erdrückenden Beweisen für alle nur erdenklichen Verbrechen, daß Vitozzi sofort verhaftet und die von ihm unschuldig Denunzierten freigelassen wurden. Jetzt

glaubt man auch, daß Vitozzi bei dem Cuocolomord im Spiele gewesen sei.

Als der Priester aus der Kirche abgeholt und unter sicherer Begleitung nach San Efremo gebracht wurde, leugnete er hartnäckig, und die Arme zum Himmel erhebend, schwor er bei Gott und allen Heiligen, daß er unschuldig sei. Diese theatralische Geste behielt er auch in der Untersuchung, denn aus dem in der Öffentlichkeit sonst als wortkarg und scheu bekannten Priester wurde plötzlich ein Savonarola an Leidenschaft und Glaubenseifer, der die Rache des Himmels auf seine Peiniger herabrief und sich als unschuldig verfolgten Märtyrer ausgab. Bei den Konfrontationen mit den zahlreichen Opfern des Verbrechers kam es zu tragikomischen Szenen.

Nach dem italienischen Gesetz müssen anläßlich einer Konfrontation noch zwei andere Individuen beschafft werden, die mit dem Beschuldigten äußerlich eine gewisse Ähnlichkeit haben. Mit Mühe gelang es dem Untersuchungsrichter, zwei Priester zu beschaffen, die sich zu diesem Zwecke hergaben; denn das priesterliche Gewand wollte Vitozzi während der Haft nicht ablegen. Ungeduldig erwartete der Verbrecher den Augenblick der Gegenüberstellung.

Der erste Zeuge tritt ein und ruft, sofort auf Vitozzi zeigend: „Das ist er!“

Da nimmt der Pfaffe ein Kruzifix aus der Tasche, und es dem Zeugen entgegenhaltend, sagt er in rührseligem Tone: „Schau, ich bin ein Priester; schwöre vor diesem Kruzifix, daß ich der Schuldige bin.“

Und der andere: „Ja, Ihr seid die Person, die ich meine."

Jetzt kommt die alte Frau an die Reihe, die Vitozzi um 230 Lire betrogen hatte, und auch sie erkennt sofort in dem Priester den Betrüger. Da streckte der Verbrecher im geistlichen Gewande der armen Frau einen Rosenkranz mit einem Madonna-Medaillon entgegen, und fast schluchzend ruft er: „Schwöre bei der Madonna, daß ich wirklich der Betrüger bin."

Darauf die Alte: „Pfaffe, lüge nicht! Du hast einer armen Frau 230 Lire abgeknöpft!"

Nun wandte sich Vitozzi resigniert zu dem Richter und sagte in theatralischer Geste: „Der Wille Gottes geschehe!"

Die Untersuchung gegen den Verbrecher ist noch nicht ganz abgeschlossen; bis jetzt ist er unter Anklage gestellt wegen Grabschändungen, Verkauf von Leichen, Leichenschändungen, Hehlerei, Vergewaltigungen und unzüchtiger Handlungen, Entführung minorenner Mädchen, Teilnahme an Verbrechergesellschaften und Diebstählen, Verleitung zum Morde, Wucher, Sittlichkeitsverbrechen, Betrug, Erpressung, Sodomie, Päderastie und einer Menge anderer Sittlichkeitsdelikte.

Dieses Untier läßt im Gefängnis den Rosenkranz bei Tag und Nacht nicht aus der Hand und murmelt fortwährend Gebete. — —

Jetzt kommt die Kunde, daß Vitozzi im Gefängnis, vom Schlage getroffen, an beiden Beinen und dem linken Arm gelähmt ist; nur der rechte Arm mit dem Rosenkranz ist noch beweglich.

Klingt das nicht wie eine Strafe des Himmels?!

Kamorralieder.

Unter dem ewig blauen Himmel, am ewig heiteren Golf von Neapel gedeiht die Musik in ihrer urwüchsigsten, wenn auch oft primitivsten Form, aus dem Volksempfinden heraus. Strömen doch alle Jahre viele Tausende zum Wettstreit der Volkslieder nach Piedigrotta.

Der musikalische Ausdruck ist daher auch dem Kamorristen ein in tiefster Seele festgewurzeltes Bedürfnis, das zunächst in seinen Liedern, deren Leitmotive aus der engeren Umgebung entlehnt sind, ein reiches Betätigungsfeld findet.

Aber diese Kamorralieder zeugen nicht nur von der lyrischen Veranlagung des kamorristischen Gemütes, sie sind viel mehr noch der charakteristische Spiegel dieser Volksseele selbst.

Es verlohnt sich schon der Mühe, an der Hand dieser lyrischen Ergüsse den neapolitanischen (kamorristischen) Volkscharakter etwas zu analysieren, und wir werden finden, daß, abgesehen von der Tradition, die natürliche Umgebung, der Boden, auf dem die Kamorristenpflanze wächst, dem Sänger seine Note aufzwängt.

Der durchsichtig blaue Äther, die grünblauen Meereswogen, üppige Vegetation, Blütenpracht und ein Paradies von Früchten, dazu die erwärmenden und belebenden Sonnenstrählen, die alles in ein Lichtbad tauchen, bannen jede Umdüsterung der Seele und erzeugen jene merkwürdige, undefinierbare und oft unverstandene Sinnesart, die wir mit „Optimismus“ bezeichnen. —

Aber hinter dieser Lichtflut erhebt sich ein mächtiger, düsterer Schatten, den der Vesuv über die gesegneten Gefilde Neapels ausbreitet.

Viele Monate, oft Jahre und Jahrzehnte hindurch schlummert der Riese, ohne seine Umgebung zu stören. Ein weißes Wölkchen oder ein blaugrauer Wolkenschirm über seinem Haupte deuten an, daß er noch lebt.

Endlich, eines Nachts, erwacht das Ungetüm aus der lethargischen Ruhe, donnernde Grüße erschrecken das Volk. Unter Ächzen und Fauchen haucht der Gigant den Unrat aus seinem Innern und überschüttet Stadt und Land in wenigen Minuten mit einer dicken Schicht von Asche und Steinen.

Der Riesenleib schüttelt sich, daß die Erde erbebt. Breite, flüssige, glühende Lava, das Blut des Vesuv, kriecht langsam den Bergesrücken hinunter und verzehrt gierig auf seinem Wege Pflanzen, Tiere, Menschen, ganze Häuser und meterdicke Mauern.

Diesem unheimlichen Element gegenüber ist Menschengeist und Menschenkraft machtlos.

Wir finden wissenschaftliche Erklärungen für derartige elementare Vorgänge, der Neapolitaner aus dem Volke aber nicht. Er empfindet die übernatürliche Gewalt seines schrecklichen Nachbarn viel nachhaltiger, denn was der Mensch nicht überwinden kann, ist nach seinen Begriffen göttliche oder teuflische Kraft, ein Werk der Geisterwelt.

Und so bevölkert er das Innere des Vesuvs mit allerlei schreckhaften Spukgeistern, und der Aberglaube läßt ihn inbrünstig zu seinen Heiligen beten, damit sie hinabsteigen und das von den Teufeln und Geistern der Hölle dort unten geschürte menschenfeindliche Feuer mit göttlicher Hilfe wieder auslöschen.

Die Schrecken einer einzigen „Vesuvnacht" und der dadurch entfachten mystischen Raserei vererben sich von Geschlecht zu Geschlecht und pflanzen in den Charakter des Neapolitaners dicht neben den Optimismus einen mit mystischen und fatalistischen Regungen gepaarten Pessimismus.

In den vergangenen Jahrhunderten ist zur Überbrückung dieser extremen Charakterveranlagung nichts geschehen, und die Schule, die vielleicht ausgleichend hätte wirken können, war gerade auf neapolitanischem Gebiete das vernachlässigste Instrument der Volkserziehung.

Unter der leuchtenden Sonne Neapels und im Schatten des Vesuvs aufgewachsen, fällt der Kamorrist von einem Extrem ins andere.

Aus dem gutherzigen, edlen, kindlichen Menschen wird bei Gelegenheit ganz plötzlich ein brutales,

zähnefletschendes, blutrünstiges Raubtier von kalter, egoistischer Berechnung, und derselbe Sänger, dem keine Melodie warm und ideal genug ist, um die Schönheit in der Natur und die Reize seiner Geliebten zu preisen, stimmt die Leier in gleicher Leidenschaft zur Verherrlichung und Schilderung der kamorristischen Verbrechen und sittlichen Entartungen.

Dieser seelische Vorgang ist natürlich ein unbewußter; der Kamorrist kennt seine extremen Charaktereigenschaften ebensowenig, wie er im Augenblick der Willensäußerung zwischen „gut" und „schlecht" und „mein" und „dein" zu unterscheiden vermag. Das beweisen die Kamorralieder; denn wenn sich der Kamorrist seines schändlichen Handelns bewußt wäre, würde er zum wenigsten seine Verbrecherlyrik vor der Öffentlichkeit geheim halten. Daß er dies nicht tut, zeugt ferner von seiner urwüchsigen Naivität. — —

Der Kamorrajargon ist auch die Sprache der Kamorralieder. Von diesem Dialekt ist schon an anderer Stelle die Rede gewesen, hier sei nur noch, im Zusammenhang mit der Lyrik, auf die phonetischen Eigentümlichkeiten des Jargons hingewiesen, dessen extreme Erscheinungen sich merkwürdigerweise mit dem Charakter des Kamorristen (Neapolitaners) decken.

Etymologische Untersuchungen über den Ursprung des Kamorristendialekts, über die Entstehung eigenartiger Redewendungen usw. sind hier nicht am Platze, es genügt zu wissen, daß der neapolitanische

Dialekt neben dem spanischen Einfluß auch griechische und keltische Bastarde aufweist.

Die extremen phonetischen Merkwürdigkeiten des Jargons zeigen sich in der Verdoppelung, also Verhärtung aller Konsonanten, in der Verlängerung der Endvokale und der Vokalisierung harter Endungen. Die klaffenden Gegensätze des Charakters spiegeln sich demnach in der Sprache wieder.*) —

Was den Gedankengang des Kamorristen anbetrifft, so lassen sich Willensanregungen und -äußerungen aus der geschilderten Gemütsverfassung unschwer ahnen. Eines aber steht fest: der Verbrecherinstinkt hat gewisse internationale Ausdrucksabsichten. Wir finden nämlich in der kamorristischen Geheimsprache bestimmte Begriffe oder Erscheinungen ebenso umschrieben ausgedrückt, wie in dem deutschen Verbrecherjargon, dem Rotwälsch. Die bildliche parodistische oder satyrische Wiedergabe ist hier wie dort oft die gleiche. Auch die Übertragung von Namen und Bezeichnungen aus dem Verbrecherjargon ins bürgerliche Leben entspricht hier den gleichen Erscheinungen wie in anderen Sprachen; so erklären sich oft sonderbare Eigennamen, deren Ursprung nicht zu ermitteln ist. — —

Des Kuriosums wegen sei erwähnt, daß der Name des berühmten italienischen Tenors Caruso der

*) Das Fortlassen der Endungen und die Kürzungen der einzelnen Wörter sind allgemeine dialektische Erscheinungen.



kamorristischen Geheimsprache entstammt und „Kahlkopf" (italienisch calvo) bedeutet. Da der Sänger Neapolitaner von Geburt ist, könnte man vielleicht die Frage aufwerfen, ob nicht ein Ahne des Tenors diesen schönen Familiennamen als Geschenk von der Kamorra, unter besonderer Berücksichtigung der glänzenden Eigenschaften des Schädels jenes Caruso-Großpapas, erhalten hat. — — —

Nachfolgende Lieder sind fast wörtlich ins Deutsche übertragen, an manchen Stellen sogar unter Wahrung der dialektischen Eigentümlichkeiten, insofern dies bei einer Übersetzung überhaupt möglich ist.

Auf eine tadellose lyrische Form ist kein Wert gelegt, nur der Inhalt, als Gedankengang und Gemütsäußerung, ist für die Wiedergabe bestimmend gewesen.

1.

Dieses Lied schildert Leben und Ende des typischen Kamorristen.

Er war 'n Jüngling von rassiger Art,
Armand, genannt: „das Auge der Sonne“.
Schwarzbrauner Lockenkopf, zierlicher Bart,
Alle Mädchen vergingen vor Wonne.

Furchtlos war 'r und kargte mit 'm Wort,
Ein Blick nur trug 'nen Dolchstoß dir ein.
'n kleiner Stall war sein Lieblingsort,
Da spielt' er mit Kälbchen und Eselein.

Doch wenn man 'n sah in der Via Caraccia
Mit Panamahut und Zigarette,
Sprühte sein Auge dir gleich in d' faccia [1])
— — — — — — — — — —

Schön war er, schön und gar ungestüm,
Das wußt' Brigitte, die kokette Liebste —
Und schenkt ihm 'n fein' Quadrillekostüm.
— — — — — — — — — — —

[1]) Faccia = Gesicht (Fassade).

Der Malavita hat 'r sich ergeben,
Um sich als nobler Herr zu fühlen,
Die Börse stets zu füllen und 'm Leben
Kein verzweifelt Schicksalsspiel zu spielen.

Rum und Schnäpse trank er immer wieder
Und sagte niemals: nein, das Raufgesicht;
De Weiber warf 'r wortlos nieder — — —
De Runde kimmt und — segnet d' Geschicht'.[2])

So ging er denn, 'ne Reitgert' in der Hand,
De Häuser ausbaldowern, wie ihr schon wißt,
Und nahm 'n fetten sbruffo[3]) als guter Christ.
— — — — — — — — — — —

Für den, der sich quält, ist's Leben 'ne Plag'.
Wir hätt'n scho' Lust, 's Blut zu probier'n,[4])
Wer aber gibbt d'r funfzig Lir' alle Tag'?!
— — — — — — — — — — —

Als signore zu gelten, ward 'm nicht schwer,
Und wie g'schickt hat 'r sich gegeben. —
Den Mann ohne Herz lieb'n de Weiber gar sehr, —
Und ohne Herz ging auch er durch's Leben.

---

[2]) Hier steht im Original ein drastischer Ausdruck, der aus Sittlichkeitsgründen nicht wiedergegeben werden kann.

[3]) Sbruffo = Anteil an der kamorristischen Beute.

[4]) Redensart, die so viel bedeutet wie: Unsere Haut zu Markte tragen (für redliche Arbeit).

Mit 'm Munde öffnet' 'r alle Türen
Und rief: „Wer wagt es nun! Hier bin ich schon,
Errötet schnell und laßt euch verführen!
Will keine, hm?! Bin ich 'n Schuft, 'n Spion?!"

Sie lächelten matt, die er sich erkoren,
Und knurrten unverständliche Worte.
Die Armen hatt'n 'n Verstand verloren!
— — — — — — — — — — —

Und dann saß er wieder am Meeresstrand
Und sang mit zirpender Fistelstimme:
„Aus Leidenschaft fließt mein Blut in den Sand!"
— — — — — — — — — — —

Schön geschmückt, in 'ner Küchenspelunke,
Sah ich sie, beim Backen 'ner Omelette
Mit karamellensüßer, leckrer Tunke.
'n Tändelschürzchen trug sie und 'ne Perlenkette.

Und was sie sprach, war süß wie 'ne Zuckerdose,
Wie 'n Cremakuchen mit 'm Zwiebelchen drin,[5])
Und fein geschnitten war der Mund, der lose.
Manch' große Kokotte kam mir in 'n Sinn.

Sie schmiegt sich und biegt sich und putzt sich heraus
Und erzählt brillant und die niedlichsten Sachen.
Mit den Augen allein zog sie dich an und — aus.
— — — — — — — — — — —

[5]) Das Blatt der jungen Zwiebel gilt als Delikatesse.



Er verstand ihr artig den Hof zu machen
Und nahm verliebt, was sie ihm bot.
Das aber, schaut, das war sein Tod!
— — — — — — — — — — —

2.

Z' Haus hat's fünf Zimmer und a Küch' dazue,
De Alte is taub und a krank' Mäd'l m' Leid',
D'r Mann is verreist 't morgen in d'r Fruhe
Und kimmt d'heim z' nächtlicher Zeit. — —

Was gibt's 't nacht?! . . . 'n kräft'gen Dietrich,
'n Mantel und ne Seifenschnur,
'ne Eisenkiste [6]), aber niedrig,
'n kurzes Rohr, 'ne halbe Figur.
— — — — — — — — — — —

Und . . . um h'nein?! Knackt man 'n Portone? [7])
Du träumst! Jenner wohnt enne Treppe,
'n Strick 'nauf, und d' bist auf 'm Balkone
— — — — — — — — — — —

---

[6]) Die beiden Strophen schildern einen kleinen zusammenlegbaren, leicht fortzuschaffenden Karabiner.

[7]) Portone = Haustür.

Ich mach' 'n Pfahl[8]), ihr drei klimmt hoch 'm Seil,
— — und wenn 'r 'n menschlichen Fall hört,
Kommt schnell h'rab und gebt m'r 'n dritten Teil.[9])
— — — — — — — — — — —

3.

A so quälten's sich! Man ging,
Man brach 'ne Türe ein, man stahl,
De Beute ward v'rkauft und flink
's Gold und Silber g'schmolzen 'f a mal.
— — — — — — — — — —

Don Gennaro, dem Basista[10]), leider
Fehlt 'n Wagen, ging 'z Fuß noch heut.
Doch morgen schon wechselt 'r d' Kleider,
Mischt sich unter d' feinste Leut'.

---

[8]) „Pfahl machen“ = Schmiere stehen.

[9]) Der dritte Teil gebührt dem Einbruchsunternehmer (Basista).

[10]) „Basista“ ist der Ausbaldowerer, Konstrukteur und Arrangeur des Verbrechens; er selbst, als spiritus rector, „arbeitet“ nicht mit, sein Anteil an der Beute beträgt $33^1/_3$%; der Basista verdient aber erheblich mehr an den kamorristischen Unternehmungen, denn er ist auch zugleich Hehler und sorgt für das Beiseiteschaffen des Raubes und oft auch für das zeitweilige Verschwinden der Diebe.

Ging ins Theater, ging spazieren,
Nahm hohe Zins'n als Wucherbeute,
Kunnt als Reich'r 'n Leben führen.
— — — — — — — — — —

'm Viertel sagt man: 's sind gute Leute,
De Frau hält's mit 'm Marquis.
— — — — — — — — — —
Aber ihn?! 'hn hört und sieht man nie.

4.

Zwei Uhr nachts. Auf elendem Lager
Im Kämmerlein, schwül und enge,
Schlafen fünf Kinder, fiebernd und mager,
Hinter schmutzigem Bettgehänge.

„Pasquino, wach auf! 's schlug die Stunde,"
Flüstert Marietta in herrischem Ton,
„Der Poliziott'[11]) kehrt heim von der Runde,
Beeil' dich, Pasquino, es dämmert schon!"

Der Guappo erhebt sich mit finsterer Miene
Und holt aus dem sicheren Verstecke
'n Dietrichbündel, Strick und Eisenschiene
Und schleicht sich tastend um die nächste Ecke.

[11]) Poliziott = Schutzmann.

Langsam und lauschend folgt ihm nach die Alte.
Vor dem Palastestor, dem dunkeln,
Raschelt der Dietrich, und durch die Türesspalte
Drängt sich der Mann und hört sein Weib noch
munkeln:

„Mach schnell und kurz, Pasquino!
Ich pfeife, wenn Gefahr uns droht,
Und — schone nicht den Marchesino [12])!
Wer uns nicht leben läßt, verdient den Tod'."

5.

Man sprach kein Wort. Angelehnt an die kahle
Mauer saß Siascillo und Sapunaro,
Tore Barretta, Ammatur Pascale,
Peppin d'r Sechste mit 'm Sohn des Craparo.

Unbeobachtet und gut geborgen,
Weil kein Licht auf die Straße fiel,
Fühlten alle sich sicher und ohne Sorgen,
Und spielten ein Gleich- und Ungleichspiel.

Zuerst hat der Rote losgewettert
Und sein'm Nachbar mit 'm Schlachtermesser
Die Nase bis zur Schnauze ganz zerschmettert.
— — — — — — — — — — —

---

[12]) Marchesino = junger Marquis.

Doch über ihn kam dann 's andre Pack. —
Und ließen 'n liegen wie 'n alten Hund,
Von Stichen ganz durchlöchert, wie'n Lumpensack.
— — — — — — — — — — — —

6.

Das Todesurteil.

Don Gennaro [13]) hat sich gegen uns vergangen,
Die wir immer ihm vertraut. 's ist nun vorbei!
Er hat gewissenlos und ganz ohne Bangen
Uns jetzt verraten. Solch gemeine Schurkerei!!

Ist es nicht zu verrückt, daß einer so was tut,
Der mit uns gelebt und von unseren Taten?!
Don Gennaro lebt noch und hat dazu den Mut,
Nachdem unser großes Geheimnis verraten.

Was sagt d' Bremse [14]) zum Verräter, den 's schon reute?!
Sprecht klar und deutlich, steckt die Köpfe zusammen!
Wir sind alle ehrenhafte junge Leute!

---

[13]) Jeder zweite Mensch in Neapel heißt Gennaro. Hier nur Sammelname.

[14]) Bremse = Häuptling.

— — — — — — — — — — — —

Die Kamorristen erheb'n die Hände, und forte[15]),
Mit lauter Stimme, geschart um den hohen Chef,
Fällen sie ernst und recht das Urteil: a morte[16])!

Lieder mit geheimer Tendenz.

Die Kamorristen verständigen sich, aus dem Gefängnis heraus und umgekehrt, durch eigens für den jeweiligen Zweck gedichtete Lieder, zum Beispiel:

Die lahme Dohle stand nachts um drei
Und schaute tief in die Sterne.
Da kam ein Geierpaar sacht herbei,
Das flog mit ihr in die Ferne.
Ein Kürbis ward der Dohle zum Lohn,
In deinem Garten verzehrt sie 'n schon.

(Die lahme Dohle, das Weib eines Kamorristen, stand nachts vor einem Juwelenladen Schmiere. Sterne = Juwelen. Das Geierpaar [Schutzleute] nahm sie mit und steckte sie ins Gefängnis [Garten]. Wegen Beteiligung an einem Einbruch bekam die Dohle einen Kürbis = ein Jahr Gefängnis, welche Strafe sie in dem „Garten" verbüßt, in dem der benachrichtigte Kamorrist, vielleicht der Gatte, „lustwandelt".)

---

15) forte = stark, kräftig.
16) a morte = zum Tode.

Man hat 'n Sternenpaar an Bord genommen.
Das süße Kind hat sich beklagt,
Der flotte Segler ist davongekommen.
Mein Liebchen, sei unverzagt!

(Ein „Sternenpaar“ = Brillantohrringe wurde gestohlen; das „süße Kind“, die Besitzerin, hat Anzeige erstattet, sich beklagt. Die Beute ist durch den „flotten Segler“ beiseite geschafft und dem Kamorristen, der als verdächtig in Untersuchungshaft genommen wurde, wird mitgeteilt, daß er wegen mangelnden Beweises „unverzagt“ sein möge.)

Der rote Wind
Kommt heut 'n der Nacht
Leise und sacht,
Zu holen mein Kind.

Wo die Sonne „gut Nacht“
Sagt, am großen Stein,
Halt ich die Wacht
Und bin nicht allein.

Um drei sei zur Stelle,
Vergiß nicht die Klammer;
Scheint der Mond aber helle,
Verlaß nicht die Kammer.

Am Stein bleib' ich steh'n
Und hör' deine Lieder;
Sollt' ich weitergeh'n,
Komm morgen ich wieder.

(Plan zur Entführung aus dem Gefängnis. Der „rote Wind" ist ein flinker, schneidiger, rothaariger Kamorrist, der seinen Freund [Kind] in der Nacht abholen will und ihn im Westen, wo die Sonne „gut' Nacht" sagt, am Bergesabhange, dem „großen Stein", mit noch anderen Genossen erwartet.

Der Retter gibt dem Sträfling den Rat, die „Klammer" nicht zu vergessen, d. h. den Wärter unschädlich zu machen. Als Antwort auf den Vorschlag hofft der edle Freund, ein Lied zu hören. Zum Schlusse tröstet er: „Wenn's nicht heute geht, komme ich morgen.")

Recht merkwürdig klingt folgender Vers:

Man hat mir vorgesetzt 'n großen Kürbis
Und als Kompott fünf Kürbischen.

(Ein Kamorrist beklagt sich aus dem Gefängnis heraus, daß man ihm einen großen Kürbis = ein Jahr und fünf Kürbischen = fünf Monate „aufgebrummt" habe.)

Schlußbetrachtung.

Wir kennen jetzt den kamorristischen Sumpf in seiner ganzen Ausdehnung und vergiftenden Wirkung und wissen, daß die Kamorra nichts anderes ist, als eine vorzüglich organisierte Verbrechergesellschaft mit einer starken Dosis Romantik. Da die kamorristischen Prinzipien trotz ihrer oft harmlos erscheinenden phantastischen Formen im Gegensatz zu der unsere moderne Gesellschaft beherrschenden Ethik stehen, müssen sie bekämpft werden, und zur Ehre der italienischen Regierung sei es vorweg gesagt, daß sie seit dem Bestehen des jungen Reiches mit Energie und Kraft der kamorristischen Hydra den Garaus zu machen versucht hat. Wenn aber immer wieder neue Schlangenköpfe an Stelle der abgeschlagenen wuchsen, so soll dadurch nicht die Hoffnung aufgegeben werden, eines Tages doch Herr der Kamorra zu werden.

Den italienischen Karabinieri ist es nach heißem Ringen gelungen, das Brigantentum der römischen Kampagna und auf Sizilien auszurotten, und es ist daher wahrscheinlich, daß die nächsten Generationen von der Kamorra so reden werden, wie wir heute über Rinaldo Rinaldini und seine „Taten“ denken; bis dahin aber wird Italien noch ein gut Stück Kulturarbeit in der Provinz Neapel verrichten müssen.

Die Brutstätten der Kamorrakeime sind: Analphabetismus, Aberglaube und die damit verbundene äußere Förmlichkeit des religiösen Kultus, der Einfluß der ungebildeten, sittenlosen Pfaffen, mangelhafte Volkserziehung und Disziplin, soziales Elend und das Fehlen jeder sozialen Fürsorge. Italien ist auf dem besten Wege, alle Aufgaben eines modernen Kulturstaates zu erfüllen, wie es in den ersten fünfzig Jahren des geeinten Reiches denn auch eine Riesenarbeit an wirtschaftlicher und sozialer Aufbesserung vollbracht hat, eine Leistung, die unter den erschwerenden Umständen Bewunderung verdient.

Solange die Kamorra aber noch besteht, werden wir uns mit ihr abfinden müssen, und da wir die Waffen der Gegner unserer bürgerlichen Weltordnung kennen, wird uns dieser Feind nicht mehr gefährlich werden, sofern wir unsere Kenntnisse von dem Wesen der Kamorra richtig zu werten und zu nützen wissen. Für den Ausländer, also für den Vergnügungsreisenden, ist eine Gefahr in ganz Italien fast völlig ausgeschlossen. Man verehrt auch heute noch jenseits der Alpen die Heiligen; der Oberheilige ist dem Italiener aber nach wie vor der Forestiero, der mit der gefüllten Börse seinen Einzug hält und vielleicht der einzige Heilige ist, der tatsächliche und greifbare Beweise seiner Gnade gibt. Dieser Schutzpatron, der Santo Forestiero, ist unantastbar, ein heiliges, geweihtes Wesen, das niemand beleidigen, niemand angreifen darf. Von dieser besonderen Verehrung der Fremden macht auch Neapel keine Ausnahme, und ein Ver-

gnügungsreisender kann die Herrlichkeiten der bella Napoli trotz Kamorra sorglos genießen. Freilich ist hierbei vorausgesetzt, daß der Fremde das Maß harmloser Vergnügungen nicht zu überschreiten versucht. Wen es gelüstet, in die Tiefen der menschlichen Verirrungen hinabzusteigen oder ein Schäfer- und Spielstündchen zu riskieren, der kann sich nachher nicht wundern, der Kamorra in die Netze gegangen zu sein. Gleiche Gefahren finden sich aber in allen Großstädten, denn wer es wagen wollte, die Kaschemmen von London, Paris und Berlin aufzusuchen, ohne die Gaunertricks zu kennen, dürfte aus einem solchen Unternehmen nicht ungerupft zurückkehren. — —

In Neapel sehe man sich jeden Menschen dienenden Standes an und mißtraue ihm von vornherein, man besuche die Umgegend zu Wagen nur in kleinen Gruppen und mache nie Exkursionen allein oder in Begleitung von Führern. Besonders gewarnt sei vor den Führern des Vesuvs, die zu den gefährlichsten Kamorristen gehören und Fremde schon um erhebliche Summen geprellt haben sollen. Attentate auf das Leben von Fremden gehören unter normalen Vorbedingungen zu den Seltenheiten, um so zahlreicher aber sind die Attentate gegen den Besitz der Fremden. Schmucksachen verberge man und Kassenscheine über 5 oder 10 Lire Wert wechsle man, wenn nötig, schon vorher um, wie überhaupt eine genügende Menge kleiner Münze von Wichtigkeit ist. Jedes Umwechseln ist mit Verlust verbunden, wenn dieses Geschäft nicht in einer großen, renommierten Bank oder bei der

Post vorgenommen wird. In den Restaurants, bei Einkäufen usw. läuft man stets Gefahr, beim Einwechseln kleiner Münze Falsifikate untergeschoben zu erhalten.

Wer allen Lockungen widerstehen kann, wer nicht von Neugierde geplagt ist, „Pikanterien“ nachzugehen, wer allen Eingeborenen, aber auch allen, mit dem größten Mißtrauen begegnet und nicht an der Sucht leidet, allein Mondscheinpromenaden am Golf zu unternehmen, dem wird die Kamorra in Neapel nicht zu Gesicht kommen.

Allen andern aber, die sich hier einmal gründlich „ausleben“ möchten, rufe man energisch zu:

„Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um!“





Setzmaschinensatz und Druck der Berliner Buch- und Kunstdruckerei
G. m. b. H., Berlin—Zossen.

Die weiße Sklavin

Des zwanzigsten Jahrhunderts Schmach.

Roman von Elisabeth Schöyen.

Aus dem Norwegischen von Rhea Sternberg.

Broschiert Mk. 3.—. **Fünftes Tausend.** Gebunden Mk. 4.—.

Dieses Buch sollte in keiner Volksbibliothek fehlen. Kein Unterhaltungsroman, nein, ein ernster Belehrungsroman, dem man **eine Massenauflage von vielen Hunderttausend** und seine Verbreitung in die entlegensten Gegenden wünschen muß.

(Bayerischer Kurier, München.)

Hier nun ist ein belletristisches Werk, das sich in den Dienst der sozialen Arbeit stellt, das hervorragend geeignet ist, den Vertrauensseligen die Augen zu öffnen. Es gehört in die Hand der Eltern, der Erzieher. . . . Und es behandelt sie in einer außerordentlich dezenten Weise. **Das Buch geschrieben zu haben ist jedenfalls ein Verdienst.** **(Berliner Tageblatt.)**

Die Verfasserin malt in außerordentlich geschickter und fesselnder Weise mit starken, rücksichtslosen Zügen das Bild dieser Schmach des zwanzigsten Jahrhunderts. Wenn man insbesondere **die packenden, grellfarbigen Schilderungen des Haremslebens in Konstantinopel** liest, da müßte man doch etwas besorgt fragen: Wäre es nicht möglich, daß das Buch, wenn es in unrechte Hände gelangt, mehr Schaden als Nutzen anrichtet. Gewiß für Eltern und Erzieher mag der informierende Inhalt von Wert sein.

(Berliner Lokal-Anzeiger.)

Dieser Roman verdient die weiteste Verbreitung. Es ist schwierig und heikel zugleich, ein Thema wie den Mädchenhandel, und die furchtbare Misere, die er im Gefolge hat, dezent zu behandeln. Das Buch enthält kein verletzendes Wort. Daß es trotzdem so wahr und spannend und die Gestalt der bedauernswerten Heldin so **menschlich rührend geschrieben** ist, ist ein ganz besonderer Vorzug.

(Berliner Gerichtszeitung.)

Marie Madeleine:

In Seligkeit und Sünden

Die Macht der Blonden.

Roman von Hans L'Arronge.

Broschiert Mk. 4.—. 4. Tausend. Gebunden Mk. 5.—.

Der Roman bringt ein neues, eigenartiges Thema. Er handelt von dem Schicksal eines jungen Arztes, dessen Liebesleben von einer dämonischen Leidenschaft für die Blonden beherrscht wird. Dieser sonderliche Trieb drängt den Willen und das Gefühl des so gearteten Mannes in verhängnisvoll begrenzte Bahnen. Seine Begeisterung für die blonden Mädchen und Frauen treibt ihn in mannigfaltige Konflikte. Mit vornehmer Empfindung behandelt der Autor den heiklen Stoff. Der naheliegenden Versuchung, die Situationen frivol zu beleuchten, geht er mit großem Geschick aus dem Wege. Das Buch gipfelt in starker, dramatischer Spannung. **(Berliner Börsen-Courier.)**

Was man an dem Roman rühmen kann, ist eine große technische Gewandtheit in der Darstellung und der feine Takt des Verfassers, der sein heikles Thema nicht bis in die äußersten Konsequenzen verfolgt. . . . Die Personen, die sich um Paul Schildberg gruppieren, sind lebenswahr dargestellt. Bei ihrer Charakteristik sind dem Verfasser hübsche Kontrastwirkungen gelungen. L'Arronges Buch ist jedenfalls ein recht unterhaltsamer Roman. **(Breslauer Morgenzeitung.)**

. . . Das originelle Thema des Romans dürfte ihm zweifellos vielseitige Beachtung sichern. **(Das Theater.)**

Ein Sieger.

Berliner Sittenroman von Erich Köhrer.

Broschiert Mk. 3.—. Gebunden Mk. 4.—.

Die Geschichte des jungen Künstlers, der durch einen Glückszufall in die Gesellschaft der etwas wurmstichigen Geldaristokratie von Berlin W. kommt, ist schon oft geschrieben worden. Aber immer war sie konstruiert, immer war ein großes Päckchen Sentimentalität beigegeben. Erich Köhrer aber erzählt uns diese Geschichte mit Verve und Frische . . . Als Dokument, wie ein junger Kerl in Berlin heraufkommen kann, wenn er nur die Frechheit besitzt, unanständig zu sein, mag der Roman gelten, dessen großer Vorzug die sichere Beherrschung dieses Stoffes und die ehrliche Natürlichkeit der Erzählung ist. **(Pester Lloyd, Budapest.)**




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06308 3425
Digitized by Google

